



Athenaeum jr 1800 dl 3-1 : eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel

<https://hdl.handle.net/1874/44797>

A t h e n a e u m.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

D r i t t e r B a n d.

Berlin, 1800.

bei Heinrich Grölich.

L 80/1904

A t h e n a e u m.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.



Dritten Bandes Erstes Stück.

Berlin, 1800.

bei Heinrich Frölich.

I n h a l t.

I. An Heliobora. Von Friedrich Schlegel.	Seite	I — 4
II. Ideen. Von Fr. Schlegel.	*	4 — 34
III. Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz. Von Hülsen.		34 — 58
VI. Gespräch über die Poesie. Von Fr. Schlegel. * * * *		58 — 121
V. Notizen. * * * *		121 — 164

Druckfehler.

- Seite 11 Z. 1 l. verkennend st. verdammend.
— 16 Z. 10 l. Bewußtseyn st. Bewußtfern.
— 131 Z. 14 l. wirklich st. wirtlich.
— 147 letzte Zeile l. müßte st. mußte.
— 155 Z. 8 von oben l. nur st. mir.
— 159 Z. 17 — — l. und st. unb.
— 159 Z. 10 von unten l. so lösen st. solchen.
-

I.

An Heliadora.

Aus tiefem Herzen wollte Liebe dringen,
Im Grün der Jugend flammte hoch der Wuth
Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen.
Doch brannte bald der Geist in eigener Gluth,
Verachtend wandt' er sich von allen Dingen
Zum Raub gegeben seiner Sehnsucht Wuth.
Da klang der dunkeln Jugend Felsenwort:
Befrey dich Freyer selbst durch heiligen Mord!

2.

Kraft dieses Strahls ward ich mir neu gegeben,
Des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde,
Aus der Vernichtung blizt das höchste Leben.
Die große Bildung wuchs auf sicherem Grunde;
Was herrlich war und seyn wird, fast' im Streben
Kunstlieb' und Heldenstolz im festen Bunde.
Der Wissenschaften Geist in Einem Bilde
Erschien dem Zauberrufe schön und milde.

3.

Da wird ein Feuer aus den alten Funken,
Die Brüder, die mich schonend oft ertragen,
Wenn in der Freundschaft Urbild ich versunken
So gränzenlos begehrt' ohn es zu sagen,
Sie sind mit mir von gleicher Liebe trunken,
Wir alle hoffen, es soll göttlich tagen.
Zum Scherz belebt den Kreis der Frauen Güte,
Auch mich erfreut des Wises zarte Blüthe.

4.

Du warst mir Morgensonne, Heliadora!
Aus Deinem Lichte sog ich neue Gluth.
Du bist mir Lebensquelle, Heliadora!
Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht.
Blüh' auf Du Wunderblume, Heliadora!
Zur ewgen Poesie hauch ewgen Muth!
Ich will nicht länger mit dem Schicksal rechten,
Zu schönem Kranz nur schöne Zweige flechten.

5.

Doch wollen mit Vernunft wir vorwärts schreiten,
Verstand erkenne, was die Lust begonnen.
Durch Klugheit seh ich selbst die besten gleiten,
Verworrene List ist gar zu bald zerronnen;
Sie irren von sich selbst in ferne Weiten
Und haben nichts als ihre Müß gewonnen.
Zeigt Weisheit sich in thörichtem Gewande,
So kommt der Dumme leichtlich von Verstande.

6.

Die schwangre Zukunft rauscht mit mächtigem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken;
Schau' in des klaren Geistes tiefsten Sptegel! —
Da kämpf ich Werke bildend sonder Wanken,
Entreiß' jeder Wissenschaft das Stegel,
Verkündge Freunden heilige Gedanken
Und stifte allen Künsten einen Tempel,
Ich selbst von ihrem Bund ein neu Exempel.

7.

Will das Geschick mich aber früh zerschlagen,
So sinken wir in Einer Todesfluth.
Der bunten Erde kann ich leicht entsagen,
Denn für die Kunst nur lodert meine Gluth.
Laß uns nach ihr auch auf der Sonne fragen!
Der Stahl vermähle hier noch unser Blut,
Dem Geist genügt zu hinterlassnem Ruhme
Der Liebe Kranz im irdschen Heiligthume.

II.

I d e e n.

Die Forderungen und Spuren einer Moral, die mehr wäre als der praktische Theil der Philosophie, werden immer lauter und deutlicher. Sogar von Religion ist schon die Rede. Es ist Zeit den Schleier der Isis zu zerreißen, und das Geheime zu offenbaren. Wer den Anblick der Göttin nicht ertragen kann fliehe oder verderbe.

Ein Geistlicher ist, wer nur im Unsichtbaren lebt, für wen alles Sichtbare nur die Wahrheit einer Allegorie hat.

Nur durch Beziehung aufs Unendliche entsteht Gehalt und Nutzen; was sich nicht darauf bezieht, ist schlechthin leer und unnütz.

Die Religion ist die allbelebende Weltseele der Bildung, das vierte unsichtbare Element zur Philoso-

phie, Moral und Poesie, welches gleich dem Feuer, wo es gebunden ist, in der Stille allgegenwärtig wohlthut, und nur durch Gewalt und Reiz von außen in furchtbare Zerstörung ausbricht.

Der Sinn versteht etwas nur dadurch, daß er es als Keim in sich aufnimmt, es nährt und wachsen läßt bis zur Blüthe und Frucht. Also heiligen Samen streuet in den Boden des Geistes, ohne Künsteley und müßige Ausfüllungen.

Das ewige Leben und die unsichtbare Welt ist nur in Gott zu suchen. In ihm leben alle Geister, er ist ein Abyssus von Individualität, das einzige unendlich Volle.

Laßt die Religion frey, und es wird eine neue Menschheit beginnen.

Der Verstand, sagt der Verfasser der Reden über die Religion, weiß nur vom Universum; die Fantasie herrsche, so habt ihr einen Gott. Ganz recht, die Fantasie ist das Organ des Menschen für die Gottheit.

Der wahre Geistliche fühlt immer etwas höheres als Mitgefühl.

Ideen sind unendliche, selbständige, immer in sich bewegliche, göttliche Gedanken.

Nur durch Religion wird aus Logik Philosophie, nur daher kommt alles was diese mehr ist als Wissenschaft. Und statt einer ewig vollen unendlichen Poesie werden wir ohne sie nur Romane haben, oder die Spielerei, die man jetzt schöne Kunst nennt.

Giebt es eine Aufklärung? So dürfte nur das heißen, wenn man ein Princip im Geist des Menschen, wie das Licht in unserm Weltssystem ist, zwar nicht durch Kunst hervorbrächte, aber doch mit Willkühr in freye Thätigkeit setzen könnte.

Nur derjenige kann ein Künstler seyn, welcher eine eigne Religion, eine originelle Ansicht des Unendlichen hat.

Die Religion ist nicht bloß ein Theil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Centrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechtthin Ursprüngliche.

Jeder Begriff von Gott ist leeres Geschwätz. Aber die Idee der Gottheit ist die Idee aller Ideen.

Der Geistliche bloß als solcher ist es nur in der unsichtbaren Welt. Wie kann er erscheinen unter den Menschen? Er wird nichts wollen auf der Erde, als das Endliche zum Ewigen bilden, und so muß er, mag auch sein Geschäft Namen haben wie es will, ein Künstler seyn und bleiben.

Wenn die Ideen Götter werden, so wird das Bewußtseyn der Harmonie Andacht, Demuth und Hoffnung.

Den Geist des sittlichen Menschen muß Religion überall umfließen, wie sein Element, und dieses lichte Chaos von göttlichen Gedanken und Gefühlen nennen wir Enthusiasmus.

Genie zu haben, ist der natürliche Zustand des Menschen; gesund mußte auch er aus der Hand der Natur kommen, und da Liebe für die Frauen ist, was Genie für den Mann, so müssen wir uns das goldene Zeitalter als dasjenige denken, wo Liebe und Genie allgemein waren.

Künstler ist ein jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseyns ist, seinen Sinn zu bilden.

Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß.

Was thun die wenigen Mystiker die es noch giebt? — Sie bilden mehr oder weniger das rohe Chaos der schon vorhandenen Religion. Aber nur einzeln, im Kleinen, durch schwache Versuche. Thut es im Großen von allen Seiten mit der ganzen Masse, und laßt uns alle Religionen aus ihren Gräbern wecken, und die unsterblichen neu beleben und bilden durch die Allmacht der Kunst und Wissenschaft.

Zugend ist zur Energie gewordne Vernunft.

Die Symmetrie und Organifazion der Geschichte lehrt uns, daß die Menschheit, so lange sie war und wurde, wirklich schon ein Individuum, eine Person war und wurde. In dieser großen Person der Menschheit ist Gott Mensch geworden.

Das Leben und die Kraft der Poesie besteht darin, daß sie aus sich herausgeht, ein Stück von der Religion losreißt, und dann in sich zurückgeht, indem sie es sich aneignet. Eben so ist es auch mit der Philosophie.

Witz ist die Erscheinung, der äußre Blitz der Fantasie. Daher seine Göttlichkeit, und das Witzähnliche der Mystik.

Plato's Philosophie ist eine würdige Vorrede zur künftigen Religion.

Der Mensch ist ein schaffender Rückblick der Natur auf sich selbst.

Frey ist der Mensch, wenn er Gott hervorbringt oder sichtbar macht, und dadurch wird er unsterblich.

Die Religion ist schlechtthin unergründlich. Man kann in ihr überall ins Unendliche immer tiefer graben.

Die Religion ist die centripetale und centrifugale Kraft im menschlichen Geiste, und was beyde verbindet.

Ob denn das Heil der Welt von den Gelehrten zu erwarten sey? Ich weiß es nicht. Aber Zeit ist es, daß alle Künstler zusammentreten als Eidgenossen zu ewigem Bündniß.

Das Moralische einer Schrift liegt nicht im Gegenstande, oder im Verhältniß des Redenden zu den Ungeredeten, sondern im Geist der Behandlung. Uthmet dieser die ganze Fülle der Menschheit, so ist sie moralisch. Ist sie nur das Werk einer abgesonderten Kraft und Kunst, so ist sie es nicht.

Wer Religion hat, wird Poesie reden. Aber um sie zu suchen und zu entdecken, ist Philosophie das Werkzeug.

Wie die Feldherrn der Alten zu den Kriegern vor der Schlacht redeten, so sollte der Moralist zu den Menschen in dem Kampf des Zeitalters reden.

Jeder vollständige Mensch hat einen Genius. Die wahre Tugend ist Genialität.

Das höchste Gut und das allein Nützliche ist die Bildung.

In der Welt der Sprache, oder welches eben so viel heißt, in der Welt der Kunst und der Bildung, erscheint die Religion nothwendig als Mythologie oder als Bibel.

Die Pflicht der Kantianer verhält sich zu dem Gebot der Ehre, der Stimme des Berufs und der Gottheit in uns, wie die getrocknete Pflanze zur frischen Blume am lebenden Stamme.

Ein bestimmtes Verhältniß zur Gottheit muß dem Mystiker so unerträglich seyn, wie eine bestimmte Ansicht, ein Begriff derselben.

Nichts ist mehr Bedürfniß der Zeit, als ein geistiges Gegengewicht gegen die Revolution, und den Despotismus, welchen sie durch die Zusammenbrängung des höchsten weltlichen Interesse über die Geister ausübt. Wo sollen wir dieses Gegengewicht suchen und finden? Die Antwort ist nicht schwer; unstreitig in uns, und wer da das Centrum der Menschheit ergriffen hat, der wird eben da zugleich auch den Mittelpunkt der modernen Bildung und die Harmonie aller bis jetzt abgesonderten und streitenden Wissenschaften und Künste gefunden haben.

Glaubt man den Philosophen, so ist das was wir Religion nennen, nur eine absichtlich populäre oder aus Instinkt kunstlose Philosophie. Die Dichter scheinen sie eher für eine Abart von Poesie zu halten,

die ihr eignes schönes Spiel verdammend sich selbst zu ernsthaft und einseitig nimmt. Doch gesteht und erkennt die Philosophie schon, daß sie nur mit Religion anfangen und sich selbst vollenden könne, und die Poesie will nur nach dem Unendlichen streben und verachtet weltliche Nützlichkeit und Cultur, welches die eigentlichen Gegensätze der Religion sind. Der ewige Friede unter den Künstlern ist also nicht mehr fern.

Was die Menschen unter den andern Bildungen der Erde, das sind die Künstler unter den Menschen.

Gott erblicken wir nicht, aber überall erblicken wir Göttliches; zunächst und am eigentlichsten jedoch in der Mitte eines sinnvollen Menschen, in der Tiefe eines lebendigen Menschenwerks. Die Natur, das Universum kannst du unmittelbar fühlen, unmittelbar denken; nicht also die Gottheit. Nur der Mensch unter Menschen kann göttlich dichten und denken und mit Religion leben. Sich selbst kann niemand auch nur seinem Geiste direkter Mittler seyn, weil dieser schlechthin Objekt seyn muß, dessen Centrum der Anschauende außer sich setzt. Man wählt und setzt sich den Mittler, aber man kann sich nur den wählen und setzen, der sich schon als solchen gesetzt hat. Ein Mittler ist derjenige, der Göttliches in sich wahrnimmt, und sich selbst vernichtend Preis giebt, um dieses Göttliche zu verkündigen, mitzutheilen, und darzustellen allen Menschen in Sitten und Thaten, in Worten und Werken. Erfolgt dieser Trieb nicht, so war das

Wahrgenommene nicht göttlich oder nicht eigen. Vermitteln und Vermitteltwerden ist das ganze höhere Leben des Menschen, und jeder Künstler ist Mittler für alle übrigen.

Ein Künstler ist, wer sein Centrum in sich selbst hat. Wem es da fehlt, der muß einen bestimmten Führer und Mittler außer sich wählen, natürlich nicht auf immer sondern nur fürs erste. Denn ohne lebendiges Centrum kann der Mensch nicht seyn, und hat er es noch nicht in sich, so darf er es nur in einem Menschen suchen, und nur ein Mensch und dessen Centrum kann das seinige reizen und wecken.

Poesie und Philosophie sind, je nachdem man es nimmt, verschiedne Sphären, verschiedne Formen, oder auch die Factoren der Religion. Denn versucht es nur beyde wirklich zu verbinden, und ihr werdet nichts anders erhalten als Religion.

Gott ist jedes schlechtthin Ursprüngliche und Höchste, also das Individuum selbst in der höchsten Potenz. Aber sind nicht auch die Natur und die Welt Individuen?

Wo die Philosophie aufhört, muß die Poesie anfangen. Einen gemeinen Standpunkt, eine nur im Gegensatz der Kunst und Bildung natürliche Denkart, ein bloßes Leben soll es gar nicht geben; d. h. es soll kein Reich der Rohheit jenseits der Gränzen der Bil-

bung gedacht werden. Jedes denkende Glied der Organifazion fühle feine Gränzen nicht ohne feine Einheit in der Beziehung aufs Ganze. Man foll der Philofophie zum Beifpiel nicht bloß die Unphilofophie, fondern die Pöefie entgegenfezen.

Dem Bunde der Künftler einen beftimmten Zweck geben, das heißt ein dürftiges Inftitut an die Stelle des ewigen Vereins fezen; das heißt die Gemeinde der Heiligen zum Staat erniedrigen.

Ihr ftaut über das Zeitalter, über die gährende Miefekraft, über die Erfchütterungen, und wißt nicht welche neue Geburten ihr erwarten follt. Verfteht euch doch und beantwortet euch die Frage, ob wohl etwas in der Menfchheit gefchehen könne, was nicht feinen Grund in ihr felbft habe. Muß nicht alle Bewegung aus der Mitte kommen, und wo liegt die Mitte? — Die Antwort ift klar, und also deutet auch die Erfcheinungen auf eine große Auferftehung der Religion, eine allgemeine Metamorphofe. Die Religion an fich zwar ift ewig, fich felbft gleich und unveränderlich wie die Gottheit; aber eben darum erfcheint fie immer neu geftaltet und verwandelt.

Wir wiffen nicht was ein Menfch fey, biß wir aus dem Wefen der Menfchheit begreifen, warum es Menfchen giebt, die Sinn und Geift haben, andre denen fie fehlen.

Als Repräsentant der Religion aufzutreten, das ist noch frevelhafter wie eine Religion stiften zu wollen.

Keine Thätigkeit ist so menschlich wie die bloß ergänzende, verbindende, befördernde.

Der Künstler darf eben so wenig herrschen als dienen wollen. Er kann nur bilden, nichts als bilden, für den Staat also nur das thun, daß er Herrscher und Diener bilde, daß er Politiker und Dekonomen zu Künstlern erhebe.

Zur Vielseitigkeit gehört nicht allein ein weitumfassendes System, sondern auch Sinn für das Chaos außerhalb desselben, wie zur Menschheit der Sinn für ein Jenseits der Menschheit.

Wie die Römer die einzige Nation, die ganz Nation war, so ist unser Zeitalter das erste wahre Zeitalter.

Die Fülle der Bildung wirst du in unsrer höchsten Poesie finden, aber die Tiefe der Menschheit suche du bey dem Philosophen.

Auch die sogenannten Volkslehrer, die der Staat angestellt hat, sollen wieder Priester werden und geistlich gesinnt: aber sie können es nur dadurch, daß sie sich an die höhere Bildung anschließen.

Nichts ist wirziger und grotesker als die alte Mythologie und das Christenthum; das macht, weil sie so mystisch sind.

Grade die Individualität ist das Ursprüngliche und Ewige im Menschen; an der Personalität ist so viel nicht gelegen. Die Bildung und Entwicklung dieser Individualität als höchsten Beruf zu treiben, wäre ein göttlicher Egoismus.

Man redet schon lange von einer Allmacht des Buchstabens, ohne recht zu wissen was man sagt. Es ist Zeit daß es Ernst damit werde, daß der Geist erwache und den verlohrnen Zauberstab wieder ergreife.

Man hat nur so viel Moral, als man Philosophie und Poesie hat.

Die eigentliche Centralanschauung des Christenthums ist die Sünde.

Durch die Künstler wird die Menschheit ein Individuum, indem sie Vorkwelt und Nachwelt in der Gegenwart verknüpfen. Sie sind das höhere Seelenorgan, wo die Lebensgeister der ganzen äußern Menschheit zusammentreffen und in welchem die innere zunächst wirkt.

Nur durch die Bildung wird der Mensch, der es ganz ist, überall menschlich und von Menschheit durchdrungen.

Die ursprünglichen Protestanten wollten treuherzig nach der Schrift leben und Ernst machen, und alles andre vernichten.

Religion und Moral sind sich symmetrisch entgegengesetzt, wie Poesie und Philosophie.

Euer Leben bildet nur menschlich, so habt ihr genug gethan: aber die Höhe der Kunst und die Tiefe der Wissenschaft werdet ihr nie erreichen ohne ein Göttliches.

Ironie ist klares Bewußtsein der ewigen Agilität, des unendlich vollen Chaos.

Musik ist der Moral verwandter, Historie der Religion: denn Rhythmus ist die Idee der Musik, die Historie aber geht aufs Primitive.

Nur diejenige Verworrenheit ist ein Chaos, aus der eine Welt entspringen kann.

Bergeblich sucht ihr in dem was ihr Aesthetik nennt die harmonische Fülle der Menschheit, Anfang und Ende der Bildung. Versucht es die Elemente der Bildung und der Menschheit zu erkennen und betet sie an, vor allen das Feuer.

Es giebt keinen Dualismus ohne Primat; so ist auch die Moral der Religion nicht gleich sondern untergeordnet.

Verbindet die Extreme, so habt ihr die wahre Mitte.

Als schönste Blüthe der besondern Organifazion ist Poesie sehr lokal; die Philosophie verschiedner Planeten mag nicht so sehr verschieden seyn.

Moralität ohne Sinn für Paradoxie ist gemein.

Ehre ist die Mystik der Rechtlichkeit.

Alles Denken des religiösen Menschen ist etymologisch, ein Zurückführen aller Begriffe auf die ursprüngliche Anschauung, auf das Eigenthümliche.

Es giebt nur Einen Sinn, und in dem Einen liegen alle; der geistigste ist der ursprüngliche, die andern sind abgeleitet.

Hier sind wir einig, weil wir eines Sinns sind; hier aber nicht, weil es mir oder dir an Sinn fehlt. Wer hat Recht, und wie können wir eins werden? Nur durch die Bildung, die jeden besondern Sinn zu dem allgemeinen unendlichen erweitert; und durch den Glauben an diesen Sinn, oder an die Religion sind wir es schon jetzt, noch ehe wir es werden.

Jede Beziehung des Menschen auf's Unendliche ist Religion, nämlich des Menschen in der ganzen Fülle seiner Menschheit. Wenn der Mathematiker

das unendlich Große berechnet; das ist freylich nicht Religion. Das Unendliche in jener Fülle gedacht, ist die Gottheit.

Man lebt nur insofern man nach seinen eignen Ideen lebt. Die Grundsätze sind nur Mittel, der Beruf ist Zweck an sich.

Nur durch die Liebe und durch das Bewußtseyn der Liebe wird der Mensch zum Menschen.

Nach der Sittlichkeit zu streben ist wohl der schlechteste Zeitvertreib, die Uebungen in der Gottseligkeit ausgenommen. Könnt ihr euch eine Seele, einen Geist angewöhnen? — So ist mit Religion und auch mit Moral, die nicht ohne Vermittlung auf die Oekonomie und Politik des Lebens einfließen sollen.

Der Kern, das Centrum der Poesie ist in der Mythologie zu finden, und in den Mysterien der Alten. Sättigt das Gefühl des Lebens mit der Idee des Unendlichen, und ihr werdet die Alten verstehen und die Poesie.

Schön ist was uns an die Natur erinnert, und also das Gefühl der unendlichen Lebensfülle anregt. Die Natur ist organisch, und die höchste Schönheit daher ewig und immer vegetabilisch, und das gleiche gilt auch von der Moral und der Liebe.

Ein wahrer Mensch ist, wer bis in den Mittelpunkt der Menschheit gekommen ist.

Es giebt eine schöne Offenheit, die sich öffnet wie die Blume, nur um zu duften.

Wie sollte die Moral bloß der Philosophie angehören, da der größte Theil der Poesie sich auf die Lebenskunst bezieht und auf die Kenntniß der Menschen! Ist sie also unabhängig von beyden und für sich bestehend? Oder ist es etwa mit ihr wie mit der Religion, daß sie gar nicht isolirt erscheinen soll?

Du wolltest die Philosophie zerstören, und die Poesie, um Raum zu gewinnen für die Religion und Moral, die du verkanntest: aber du hast nichts zerstören können als dich selber.

Alles Leben ist seinem ersten Ursprunge nach nicht natürlich, sondern göttlich und menschlich; denn es muß aus der Liebe entspringen, wie es keinen Verstand geben kann ohne Geist.

Die einzige bedeutende Opposition gegen die überall aufkeimende Religion der Menschen und der Künstler, ist von den wenigen eigentlichen Christen zu erwarten, die es noch giebt. Aber auch sie, wenn die Morgen-sonne wirklich emporsteigt, werden schon niederfallen und anbeten.

Die Polemik kann nur den Verstand schärfen, und soll die Unvernunft vertilgen. Sie ist durchaus philosophisch; der religiöse Zorn und Ingrimm über die Beschränkung verleiht seine Würde, wenn er als Polemik erscheint, in bestimmter Richtung auf einen einzelnen Gegenstand und Zweck.

Die wenigen Revolutionäre, die es in der Revolution gab, waren Mystiker, wie es nur Franzosen des Zeitalters seyn können. Sie constituirten ihr Wesen und Thun als Religion; aber in der künftigen Historie wird es als die höchste Bestimmung und Würde der Revolution erscheinen, daß sie das heftigste Incitament der schlummernden Religion war.

Als Bibel wird das neue ewige Evangelium erscheinen, von dem Lessing geweissagt hat: aber nicht als einzelnes Buch im gewöhnlichen Sinne. Selbst was wir Bibel nennen ist ja ein System von Büchern. Uebrigens ist das kein willkürlicher Sprachgebrauch! Oder giebt es ein andres Wort, um die Idee eines unendlichen Buchs von der gemeinen zu unterscheiden als Bibel, Buch schlechtthin, absolutes Buch? Und es ist doch wohl ein ewig wesentlicher und sogar praktischer Unterschied, ob ein Buch bloß Mittel zu einem Zweck, oder selbständiges Werk, Individuum, personificirte Idee ist. Das kann es nicht ohne Göttliches, und darin stimmt der esoterische Begriff selbst mit dem exoterischen überein; auch ist

keine Idee isolirt, sondern sie ist was sie ist, nur unter allen Ideen. Ein Beyspiel wird den Sinn erklären. Alle classischen Gedichte der Alten hängen zusammen, unzertrennlich, bilden ein organisches Ganzes, sind richtig angesehen nur Ein Gedicht, das einzige in welchem die Dichtkunst selbst vollkommen erscheint. Auf eine ähnliche Weise sollen in der vollkommenen Litteratur alle Bücher nur Ein Buch seyn, und in einem solchen ewig werdenden Buche wird das Evangelium der Menschheit und der Bildung offenbart werden.

Alle Philosophie ist Idealismus und es giebt keinen wahren Realismus als den der Poesie. Aber Poesie und Philosophie sind nur Extreme. Sagt man nun, einige sind schlechtthin Idealisten, andre entschieden Realisten; so ist das eine sehr wahre Bemerkung. Anders ausgedrückt heißt es, es giebt noch keine durchaus gebildete Menschen, es giebt noch keine Religion.

Günstiges Zeichen, daß ein Physiker sogar — der tief sinnige Baader — aus der Mitte der Physik sich erhoben hat, die Poesie zu ahnden, die Elemente als organische Individuen zu verehren, und auf das Göttliche im Centrum der Materie zu deuten!

Denke dir ein Endliches ins Unendliche gebildet, so denkst du einen Menschen.

Willst du ins Innere der Physik bringen, so laß dich einweihen in die Mysterien der Poesie.

Wir werden den Menschen kennen, wenn wir das Centrum der Erde kennen.

Wo Politik ist oder Dekonomie, da ist keine Moral.

Der erste unter uns, der die intellektuelle Anschauung der Moral gehabt, und das Urbild vollendeter Menschheit in den Gestalten der Kunst und des Alterthums erkannte und gottbegeistert verkündigte, war der heilige Winkelman.

Wer die Natur nicht durch die Liebe kennen lernt, der wird sie nie kennen lernen.

Die ursprüngliche Liebe erscheint nie rein, sondern in mannichfachen Hüllen und Gestalten, als Zutrauen, als Demuth, als Andacht, als Heiterkeit, als Treue und als Schaam, als Dankbarkeit; am meisten aber als Sehnsucht und als stille Behmuth.

Sichte also soll die Religion angeriffen haben? — Wenn das Interesse am Ueberfinnlichen das Wesen der Religion ist, so ist seine ganze Lehre Religion in Form der Philosophie.

Nicht in die politische Welt verschleudere du Glau-

ben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfre dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung.

In ungestörter Harmonie dichtet Hülsens Muse schöne erhabene Gedanken der Bildung, der Menschheit und der Liebe. Es ist Moral im hohen Sinne; aber Moral von Religion durchdrungen im Uebergange aus dem künstlichen Wechsel des Syllogismus in den freyen Strom des Epos.

Was sich thun läßt, so lange Philosophie und Poesie getrennt sind, ist gethan und vollendet. Also ist die Zeit nun da, beyde zu vereinigen.

Fantasie und Wiß sind Dir Eins und Alles! — deute den lieblichen Schein und mache Ernst aus dem Spiel, so wirst du das Centrum fassen und die verehrte Kunst in höherm Lichte wieder finden.

Der Unterschied der Religion und Moral liegt ganz einfach in der alten Eintheilung aller Dinge in göttliche und menschliche, wenn man sie nur recht versteht.

Dein Ziel ist die Kunst und die Wissenschaft, dein Leben Liebe und Bildung. Du bist ohne es zu wissen auf dem Wege zur Religion. Erkenne es, und du bist sicher das Ziel zu erreichen.

In und aus unserm Zeitalter läßt sich nichts größeres zum Ruhme des Christenthums sagen, als daß der Verfasser der Reden über die Religion ein Christ sey.

Der Künstler, der nicht sein ganzes Selbst preis giebt, ist ein unnützer Knecht.

Kein Künstler soll allein und einzig Künstler der Künstler, Central-Künstler, Director aller übrigen seyn; sondern alle sollen es gleich sehr seyn, jeder aus seinem Standpunkt. Keiner soll bloß Repräsentant seiner Gattung seyn, sondern er soll sich und seine Gattung auf das Ganze beziehen, dieses dadurch bestimmen und also beherrschen. Wie die Senatoren der Römer sind die wahren Künstler ein Volk von Königen.

Willst du ins Große wirken, so entzünde und bilde die Jünglinge und die Frauen. Hier ist noch am ersten frische Kraft und Gesundheit zu finden, und auf diesem Wege wurden die wichtigsten Reformationen vollbracht.

Wie bey dem Manne der äußere Adel zum Genie, so verhält sich die Schönheit der Frauen zur Liebessüchtigkeit, zum Gemüth.

Die Philosophie ist eine Ellipse. Das eine Centrum, dem wir jetzt näher sind, ist das Selbstgesetz der Vernunft. Das andre ist die Idee des Univer-

sums, und in diesem berührt sich die Philosophie mit der Religion.

Die Blinden, die von Atheismus reden! Gibt es denn schon einen Christen? Ist schon irgend ein Menscheng Geist der Idee der Gottheit Meister!

Heil den wahren Philologen! Sie wirken Göttliches, denn sie verbreiten Kunstsinu über das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit. Kein Gelehrter sollte bloß Handwerker seyn.

Der Geist unfreer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unfreige bleiben so lange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter ober den eines Albrecht Dürer, Reppeler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tieffinnig ist dieser Charakter, dabey unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bey den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloß um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren.

Bernehmt mich nur jetzt und merket warum ihr euch nicht verstehen könnt unter einander, so habe ich meinen Zweck erreicht. Ist der Sinn für Harmonie geweckt, dann ist es Zeit das Eine, was ewig wieder gesagt werden muß, harmonischer zu sagen.

Wo die Künstler eine Familie bilden, da sind Urversammlungen der Menschheit.

Die falsche Universalität ist die welche alle einzelne Bildungsarten abschleift und auf dem mittlern Durchschnitt beruht. Durch eine wahre Universalität würde im Gegentheil die Kunst zum Beispiel noch künstlicher werden, als sie es vereinzelt seyn kann, die Poesie poetischer, die Kritik kritischer, die Historie historischer und so überhaupt. Diese Universalität kann entstehen, wenn der einfache Strahl der Religion und Moral ein Chaos des combinatorischen Wizes berührt und befruchtet. Da blüht von selbst die höchste Poesie und Philosophie.

Warum äußert sich das Höchste jetzt so oft als falsche Tendenz? — Weil niemand sich selbst verstehen kann, der seine Genossen nicht versteht. Ihr müßt also erst glauben, daß ihr nicht allein seyd, ihr müßt überall unendlich viel ahnden und nicht müde werden den Sinn zu bilden, bis ihr zuletzt das Ursprüngliche und Wesentliche gefunden habt. Dann wird euch der Genius der Zeit erscheinen und wird euch leise andeuten was schicklich sey und was nicht.

Wer ein Höchstes tief in sich ahndet und nicht weiß wie er sichs deuten soll, der lese die Reden über die Religion, und was er fühlte wird ihm klar werden bis zum Wort und zur Rede.

Nur um eine liebende Frau her kann sich eine Familie bilden.

Die Poesie der Dichter bedürfen die Frauen weniger, weil ihr eigenstes Wesen Poesie ist.

Mysterien sind weiblich; sie verhüllen sich gern, aber sie wollen doch gesehen und errathen seyn.

In der Religion ist immer Morgen und Licht der Morgenröthe.

Nur wer einig ist mit der Welt kann einig seyn mit sich selbst.

Der geheime Sinn des Opfers ist die Vernichtung des Endlichen, weil es endlich ist. Um zu zeigen daß es nur darum geschieht muß das Edelste und Schönste gewählt werden; vor allen der Mensch, die Blüthe der Erde. Menschenopfer sind die natürlichsten Opfer. Aber der Mensch ist mehr als die Blüthe der Erde; er ist vernünftig, und die Vernunft ist frey und selbst nichts anders als ein ewiges Selbstbestimmen ins Unendliche. Also kann der Mensch nur sich selbst opfern, und so thut er auch in dem allgegenwärtigen Heiligthum von dem der Pöbel nichts sieht. Alle Künstler sind Decier, und ein Künstler werden heißt nichts anders als sich den unterirdischen Gottheiten weihen. In der Begeisterung des Vernichtens offenbart sich zuerst der Sinn göttlicher Schöp-

sung. Nur in der Mitte des Todes entzündet sich der Blitz des ewigen Lebens.

Trennt die Religion ganz von der Moral, so habt ihr die eigentliche Energie des Bösen im Menschen, das furchtbare, grausame, wüthende und unmenschliche Prinzip, was ursprünglich in seinem Geiste liegt. Hier straft sich die Trennung des Untheilbaren am schrecklichsten.

Zunächst rede ich nur mit denen die schon nach dem Orient sehen.

Du vermuthest Höheres auch in mir, und fragst, warum ich eben an der Gränze schweige? — Es geschieht, weil es noch so früh am Tage ist.

Nicht Herrmann und Wodan sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft. Bedenke noch einmal an Keppler, Dürer, Luther, Böhme; und dann an Lessing, Winkelmann, Goethe, Fichte. Nicht auf die Sitten allein ist die Tugend anwendbar; sie gilt auch für Kunst und Wissenschaft, die ihre Rechte und Pflichten haben. Und dieser Geist, diese Kraft der Tugend unterscheidet eben den Deutschen in der Behandlung der Kunst und der Wissenschaft.

Worauf bin ich stolz und darf ich stolz seyn als Künstler? — Auf den Entschluß, der mich auf ewig von

allem Gemeinen absonderte und isolirte; auf das Werk, was alle Absicht göttlich überschreitet, und dessen Absicht keiner zu Ende lernen wird; auf die Fähigkeit, das Vollendete was mir entgegen ist, anzubeten; auf das Bewußtseyn, daß ich die Genossen in ihrer eigentsten Wirksamkeit zu beleben vermag, daß alles was sie bilden Gewinn ist für mich.

Die Andacht der Philosophen ist Theorie, reine Anschauung des Göttlichen, besonnen, ruhig und heiter in stiller Einsamkeit. Epinosa ist das Ideal dafür. Der religiöse Zustand des Poeten ist leidenschaftlicher und mittheilender. Das Ursprüngliche ist Enthusiasmus, am Ende bleibt Mythologie. Was in der Mitte liegt, hat den Charakter des Lebens bis zur Geschlechtsverschiedenheit. Mysterien sind, wie schon gesagt, weiblich; Orgien wollen in fröhlicher Ausgelassenheit der männlichen Kraft alles um sich her überwinden oder befruchten.

Eben weil das Christenthum eine Religion des Todes ist, ließe es sich mit dem äußersten Realismus behandeln, und könnte seine Orgien haben so gut wie die alte Religion der Natur und des Lebens.

Es giebt keine Selbstkenntniß als die historische. Niemand weiß was er ist, wer nicht weiß was seine Genossen sind, vor allen der höchste Genosse des Bundes, der Meister der Meister, der Genius des Zeitalters.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten des Bundes ist, alle Ungehörigen, die sich unter die Genossen eingeschlichen haben, wieder zu entfernen. Die Stämperey soll nichts mehr gelten.

O wie armseelig sind eure — ich meyne die besten unter euch — eure Begriffe vom Genie. Wo ihr Genie findet, finde ich nicht selten die Fülle der falschen Tendenzen, das Centrum der Stämperey. Etwas Talent und ziemlich viel Windbeutelery, das preisen alle und rühmen sich gar wohl zu wissen, daß Genie sey incorrect, müsse so seyn. So ist also auch diese Idee verloren gegangen? — Ist nicht der sinnige Mensch am geschicktesten Geisterwort zu vernehmen? Nur der Geislliche hat einen Geist, einen Genius, und jeder Genius ist universell. Wer nur Repräsentant ist, hat nur Talent.

Wie die Kaufleute im Mittelalter so sollten die Künstler jetzt zusammentreten zu einer Hanse, um sich einigermaßen gegenseitig zu schützen.

Es giebt keine große Welt als die Welt der Künstler. Sie leben hohes Leben. Der gute Ton steht noch zu erwarten. Er würde da seyn, wo jeder sich frey und fröhlich äußerte, und den Werth der andern ganz fühlte und begriffe.

Ursprünglichen Sinn fordert ihr vom Denker

einmal für allemal, und ein gewisses Maaß von Begeisterung verstattet ihr sogar dem Dichter. Aber wißt ihr auch, was das heiße? Ihr habt, ohne es gewahr zu werden, heiligen Boden betreten; ihr seyd unser.

Alle Menschen sind etwas lächerlich und grotesk, bloß weil sie Menschen sind; und die Künstler sind wohl auch in dieser Rücksicht doppelte Menschen. So ist es, so war es, und so wird es seyn.

Selbst in den äußerlichen Gebräuchen sollte sich die Lebensart der Künstler von der Lebensart der übrigen Menschen durchaus unterscheiden. Sie sind Braminen, eine höhere Kaste, aber nicht durch Geburt sondern durch freye Selbsteinweihung geabelt.

Was der freye Mensch schlechthin constituirt, worauf der nicht freye Mensch alles bezieht, das ist seine Religion. Es ist ein tiefer Sinn in dem Ausdruck, dieß oder jenes ist sein Gott, oder Abgott und in andern ähnlichen.

Wer entriegelt das Zauberbuch der Kunst und befreyt den verschloßnen heiligen Geist? — Nur der verwandte Geist.

Ohne Poesie wird die Religion dunkel, falsch und bößartig; ohne Philosophie ausschweifend in aller Unzucht und wollüstig bis zur Selbstentmannung.

Das Univerſum kann man weder erklären noch begreifen, nur anſchauen und offenbaren. Höret nur auf das System der Empirie Univerſum zu nennen, und lernt die wahre religiöſe Idee deſſelben, wenn ihr den Spinoſa nicht ſchon verſtanden habt, vor der Hand in den Reden über die Religion leſen.

In alle Geſtalten von Gefühl kann die Religion ausbrechen. Der wilde Zorn und der ſüßeſte Schmerz gränzen hier unmittelbar aneinander, der freſſende Haß und das kindliche Lächeln froher Demuth.

Willſt du die Menſchheit vollſtändig erblicken, ſo ſuche eine Familie. In der Familie werden die Gemüther organiſch Eins, und eben darum iſt ſie ganz Poeſie.

Alle Selbſtändigkeit iſt urſprünglich, iſt Originalität, und alle Originalität iſt moralisch, iſt Originalität des ganzen Menſchen. Ohne ſie keine Energie der Vernunft und keine Schönheit des Gemüths.

Zuerſt vom Höchſten redet man durchaus freymüthig, völlig ſorglos, aber gerade zum Ziel.

Ich habe einige Ideen ausgeſprochen, die aufs Centrum deuten, ich habe die Morgenröthe begrüßt nach meiner Anſicht, aus meinem Standpunkt. Wer den Weg kennt, thue deſſelben nach ſeiner Anſicht, aus ſeinem Standpunkt.

An Novalis.

Nicht auf der Gränze schwebst du, sondern in
beinem Geiste haben sich Poesie und Philosophie innig
durchdrungen. Dein Geist stand mir am nächsten bey
diesen Bildern der unbegriffenen Wahrheit. Was du
gedacht hast, denke ich, was ich gedacht, wirst du
denken, oder hast es schon gedacht. Es giebt Mis-
verständnisse, die das höchste Einverständnis nur bestä-
tigen. Allen Künstlern gehört jede Lehre vom ewigen
Orient. Dich nenne ich statt aller andern.

III.

Natur = Betrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz.

1.

Ansicht der Schweiz.

Trägst du in deiner Brust eine Welt schöner Ab-
bildungen, und das stille Verlangen nach hohem Genusse
der Natur; so suche das Land im segnenden Schutze
der Alpen, wo die Göttin sich vor allen ihren Tempel
erbaute, und wo sie in jeder Erscheinung dein Inner-
stes rührt zur Freude und Bewunderung.

Von den Katarakten des Rheins bis an den le-
manischen See, und von dem blumenreichen Jura bis
in die fernsten Gebirge des Osten wandelt dein Auge
überall in ewiger Umfränzung des Schönen, und sieht
hier Größe und Hoheit und süßes himmlisches Lächeln.

Jetzt liebliche Quellen und kristallhelle Bäche, bald in sanften bald in stürmenden Fällen; herrliche Thäler und fruchtbare Hügel mit den stillen freundlichen Wohnungen in der Weste der Gebirge, und Wiesen und Eriften und hochgelegene Sennenhütten über den waldigen Abhängen.

Dann spiegelnde Seen und rauschende Ströme, in Felsen gebildet und in sanftgehobenen Hügeln. Friedliche Haine und schauerliche Waldungen, mit dem ewigen Wohlgeruche duftender Blumen und Kräuter, und endlich jene erhabenen Felsengebirge mit den lichtgekrönten Häuptern, die im Glanze des Abends wie himmlische Erscheinungen aus den Wolken dir winken.

Wie ist dir so wohl in dieser Feier der Natur. Du stehst auf den sonnigen Gipfeln der Alpen und athmest Milde des Frühlings, und wohin du blickst im weiten Kreise des Auges, naht die Göttin dir sichtbar in herrlich strahlender Bildung. Von den Höhen herab über die Thäler und Gewässer siehst du ihr Schweben. Licht ist ihre Bahn, und ewiger Wechsel des Schönen ihr himmlischer Wandel. So breitest du deine Hände über die Rosengewölke des Tages, und segnest dein Geschlecht, und in stillen Umarmungen der dir befreundeten Wesen sprichst du, ich bin ewig.

Aber es wandle in diesem Himmel froh und innigtheilnehmend die Freundschaft mit dir, daß du dein schönes Gefühl begreifst im entgegnenden Drucke der Hand, und dein leisester Ruf zurücktöne in der beweg-

ten Brust des Freundes. Dann erscheinet dir in Klarheit die hohe Bedeutung der Natur, und du fühlst es mit Entzücken, daß sie nur Liebe der Wesen ist, die ihre Herrlichkeiten anschauen.

So wird dir Zuversicht in des Tages schöner Beleuchtung und im Sternenlichte der Nacht, wo des einsamen Nachdenkens banger Zweifel oft die Wahrheit umwölkte, die dein verklärtes Auge nun sieht. Fühle sie tief in dieser heiligen Nahrung; und es sinken dir nicht die Himmel im Umkreise der Sonnen, und verhallt nicht ihrer Sphären harmonischer Wohlklang; denn im Tausche unsrer Geister wird Leben die Schöpfung, und umglänzt die Harmonie uns mit Licht und ewiger Liebe.

Auf den letzten Gebürgen von Schwaben öffnet sich deinem Blicke das erhabene Schauspiel. Du siehst das Land deiner stillen Wünsche vor dir im magischen Dunkel der Gebirge; und die Ahnungen deiner Seele werden lichter und bedeutender, und du schaust hin in die Ferne mit hohem sehndem Verlangen.

Aber lächelnd schwebt schon die Erfüllung dir zur Seite; denn näher dem Auge winkt dir der Spiegel des Boden-Sees mit seinen dämmernden Ufern. Du enträthselst die Gestalten in der zauberischen Beleuchtung, und wandelst entzückt über die lichte Ebne, bis dein Blick sich verliert. Es ist die Allmacht des Schönen die dein Auge fesselt, daß du ewig weilen möchtest in diesem Zauber, und du huldigst der Natur in

deiner ersten Nahrung, und freuest dich darum ihrer Umarmung mit einem kindlich genügenden Sinne.

Ueber das magische Dunkel hinaus birgt dir vielleicht ein Schleier von Nebeln noch schönere Gestalten. Du ahndest sie wohl, denn mancher Wanderer hat sie gepriesen von der Höhe, da du hinblickst, und du vernahmst die Kunde und sahst sein Auge erglänzen.

Aber die regen Bilder deiner Phantasie kämpfen umsonst mit den Nebeln, wenn nicht ein freundlicher Morgen die Ferne erhellt, und dein Auge nun hinwandelt im freien Umkreise seines Lichts. Genüge dir dann das Vorgefühl, das der Natur du entgegen trägst, und der stille Genuß des Lichtes, das über die Nebel gebietet. In ihm nahen deinem Blicke alle Bildungen der Unendlichkeit: denn wo im ewigen Raume glänzt das Schöne und Erhabene, das dem Auge nicht daherleuchtete in der Harmonie des Ganzen? Du siehst in jeder Erscheinung ihre unendliche Verknüpfung, und ahndest darum in jeder Berührung die unendliche Welt. Sie ist ewig in deiner Anschauung, und das Dunkel der Gestalten und jeder Schimmer aus tiefer Ferne winkt die gleiche Gewißheit deines vollendeten Blickes. Das Licht ist nur eines und bleibet mit dir. Aber die Räume der Erscheinungen sind nicht bleibend dieselben. Du bewegst sie im freien Wandel, und bestimmst deinem Auge ihre Nähen und ihre Fernen. In dieser Freiheit deines Blickes fühle den eignen Himmel im Busen, wo alles Große und Schöne in ewiger Nähe dir wohnet, und deute in ihm jede Erscheinung,

die der Augenblick dir zuführt. So bist du geweiht durch dein eignes Gefühl für die Wahrheiten der Natur, und innig vertraut mit ihrem heiligen Sinne, wandelst du, nirgends ein Fremdling des schönen Landes.

2.

Der Rhein bei Schaffhausen.

An den Quellen und Strömen deiner vaterländischen Fluren hast du zuerst das süßere Lächeln der Göttin vernommen, die den Sinn des Knaben wecket mit Anmuth und Schönheit, und des Jünglings Wandel leitet mit stiller schützender Liebe.

Hier ruhtest du oft in schöner Vergessenheit des Lebens am Busen der hohen Göttin, und regtest in stiller Bildung der Gedanken das erste himmlische Ahnden einer freien Schöpfung. Leiser wurde dein Sinn und bedeutender dein Blick. Du folgtest den freundlichen Winken des Schönen an jede heilige Orte, und die Muse umarmte dich, und du fühltest eine höhere Bedeutung deines Lebens, und priesest die Natur mit des Gesanges lieblichen Tönen.

Aber du suchtest deines Lebens höhere Wahrheit in lichterem Bildern, und sehnest dich nach der Anschauung kristallheller Bäche, und nach der Ströme froherem Laufe in reiner ungetrübter Klarheit. Wo freute sich dein Blick dieser himmlischen Gewässer, und

ihres herrlichen Schmuckes im Kranze der Ufer? Die Ströme Deutschlands sahst du so nicht wandeln. Nur in den Klüften und Thälern des waldigen Harzes und in den Felsengebürgen von Thüringen kommt im schönern Spiele des Lichts und im süßern Laute der Wogen ein einsamer Bach. Du priesest seinen Wandel und die himmlische Klarheit, und lauschtest mit Wohlgefallen dem süßen melodischen Geflüster.

Aber es war nur Vorbedeutung des schönern Himmels, in welchen du eintrittst mit dem erhabenen Rheinstrom. Ihm vertraute die Natur den Eingang in ihr Heiligthum, und setzte ihn zum Richter über die nahenden Menschen. Groß und untrüglich ist sein richtendes Wort. Er erforschet dein Innerstes, und sagt dir, ob du es würdig bist die Stätte zu berühren, wo die Göttin wandelt in strahlender Hoheit und im freundlich belebenden Lichte des Ewig-Schönen.

Am östlichen Thore der Stadt, deren Name mit dem Ruhme des Rheines wandelt, erblickst du den Strom. Hell wird dein Auge und freundlich dein Blick. Du fühltest dich zauberisch hingezogen in des Stromes herrlichen Wandel, als wollest du ihn umfassen in kindlicher Unwissenheit und Freude. Noch sahst du kein Gewässer in dieser jugendlichen Schöne, in diesem magischen Farbenspiele seiner himmlischen Klarheit. Er strömet dahin bald leiser bald rascher, wie der Felsengrund eben und abwärts ihm winket, und des Ufers leichte Gebüsch und sein dunkles Gestein schweben mit zitterndem Lichte in des Stromes wirbelnder Woge. Du weilest nicht mit stillbetrach-

tendem Blicke. Es ruht das Auge; aber es wandelt der Strom. In diesem Zauber der Bewegung fließt dein trunkner Blick, und du ellest mit des Stromes spielendem Wirbel schnell am Ufer vorüber. Aber wandelt der Strom die geebnete Bahn, dann umglänzet dich sein Spiegel, und du schaust festen Blickes auf die schwebende Fluth und auf das himmlische Farbenspiel der leise bewegten Woge. Wo quillt dieses Lichtes lieblicher Zauber, und wo der Friede, der mit ihm strömet? Du ahndest Täuschung des trunknen Blickes und schöpfest den Strahl. Aber es wandelt der Zauber in der Natur des Stromes, und seine himmlische Schönheit in der Befreundung des Auges ist der stille Friede, der mit ihm strömet.

Weile in diesem Lichte, und finde die hohe Wahrheit wonach dein Auge dürstet. Du wirst ewig nur seyn, wo die Natur dir strahlet, und welche schöne Gefühle dein Innerstes beleben: sie rührte deinen Sinn, und nur in ihr sollst du jedes Gefühl begreifen, und jede freie That in ihren Winken vollbringen. Aus der Unendlichkeit herab strömet ihr Licht, und jede Erscheinung in diesem Lichte ist Blick des Ewigen. Darum freust du dich ihrer mit Innigkeit, denn deine Freude ist Wandel durch die unendlichen Himmel, im Gefühle des Schönen, das ewig mit dir bleibet.

Noch ruht dein Auge auf dem Spiegel des Stroms mit stillem heiligem Wohlgefallen. Sahst, du das himmlische Lächeln der Göttin? Wohl wandelt sie daher in ewiger Nähe dem Menschen, und leuchtet Leben und Freude; aber nirgends doch so sichtbar und

freundlich dem Auge als im Lichte der Gewässer und in der leicht dahin schwebenden melodischen Welle. Du schaust mit dem einen und gleichen Blicke die Blumen des Ufers und den ewigen Himmel im Strome. Deute die Wahrheit, und freue dich der hohen Weisheit des Schönen, die im Strome dir lächelt. Ein Augenblick nur verbindet die ewigen Räume, und er ist ewig mit ihnen. Dein ist der Blick, und dein die ewige Verknüpfung. Darum schmücke dich mit den Blumen in der Verführung der Himmel, und fühle in deinem Busen den ewigen Moment. Des Stromes herrlicher Wandel winkt seine Bedeutung. Er ist Bild deines Lebens, Bild deiner selbst, wie du dir ewig und bleibend in stiller Anschauung erscheinst, und dann wieder dahinströmest im schönen Wandel deiner Gefühle.

Aber Bild des Menschen in seiner jugendlichen Kraft und seiner ungeschminkten Wahrheit ist dieser Strom. Man siehet ihn und liebet ihn. Bleibe ihm gleich, du froher kühner Jüngling, und trink aus des Stromes spielender Woge den leichten Muth und den reinen hellen Sinn, der zum Manne von Kraft und Thaten dich bildet. Nimmer kehret der Strom zu dem Tropfen zurück, der er sich loswand vom Eise und zitternd herabglitt von der Felsenwand. Im Drucke der Felsen übt er seine Kräfte, und vereinigt sie zum Strome, und wird die Hindernisse bekämpfen, die seiner Bestimmung entgegen sind. Wie des Stromes Gewalt seine eigne Quelle ist, die er in sich fortführt über Felsen und durch Klüfte: so auch ist im Menschen

durch sein ganzes schönes Leben seines Daseyns Urquell bleibende ewige Freiheit, die er in sich fortführt durch den Strom der Zeiten, und zum Ziele fördert wie der Strom seine Quelle.

3.

Der Rheinfall bei Laufen.

Mit einer fröhlichen Eile zu seinem mächtigen Falle beugt der Strom in ein Buchengebüsch auf felsiger Höhe, und winkt nur dem Wandrer zu einer großen Erwartung. Still schaust du ihm nach, wo die muthige Welle noch sichtbar bleibt am hervorragenden Gestein. Dann wandelst du abwärts durch kühlende Schatten, und er verschwindet deinem Blicke. Aber er wird nicht fortströmen in verborgnen Klüften. Stolz auf seine Kraft ist er des freien Ganges gewiß, und verspricht auch durch Felsen hindurch den Weg sich zu bahnen.

Schon hörst du von fern her das Rauschen seines Falles wie dumpfes Getöse aus tiefer schauerlicher Waldung. Eine hohe Ahndung ergreift dich im Innersten, und hebt mit schnellerem Wechsel die tiefgerührte Brust. Lauter wird der Ruf, gleich dem Rufe des Donners, wenn er näher und näher am Gebirge heraufkommt, und durch die Stille der Thäler seine Erschütterung wandelt. Still und horchend, aber mit kühnerem Schritte eilst du dahin, und unverwandten Blickes fragst du den Sinn, der den Ruf vernimmt,

woher sie wandle die unsichtbare Gottheit. Dann tritt sie hervor am letzten Abhange des Weges majestätisch und groß, und ein freudiges Erstaunen, und eine tiefe erhabene Nührung durchdringt dein ganzes Wesen.

Allwandelnde, ewige, erhabene Natur, wer hat zuerst in deinem Lichte sein Auge verkläret, und an deinem himmlischen Hauche seinen Busen erwärmt, daß des Daseyns dunkle Ahndung in hoher Gewißheit ihm strahlte, und das Leben ewiger Himmel, ewiger Gottheit ihn durchströmte. Erblickte er den Tag in der stillen Stunde des Denkens, und ging die Sonne ihm auf, als er sein Innerstes durchforschte? Nein, Erhabne, Ewige, dein sichtbarer Wandel hat den Sinn des Menschen gerühret, und du im hohen Glanze deiner Tage und Nächte bist seiner Wahrheit ewiger heiliger Ursprung. Du bewegtest die Zunge zum Sylbenlaut, und riefest das Wort, das deinen heiligen Sinn bewahret. Es hat dich erhaben genannt, weil in großen Gefühlen du den Menschen erhebest, und Kräfte weckest, die seine Gottheit ihm offenbaren. So wurde sein Gefühl, in welchem er dich anschaut, Leben in ihm selbst, und das erleuchtete Auge folgt deinem Wandel, und sieht in den ewigen Sphären der Sterne die gleiche erhabene Wahrheit des Lebens in dir. Es ist Vollendung und Gottheit die du ihm strahlest, wenn in der tiefen Nührung des Schönen und Erhabenen, du Ewige, Unendliche sein Innerstes durchströmst, daß mitten durch das Dunkel eines verworrenen Lebens himmlischer Friede ihm lächelt.

Geleitet wurde der Mensch von freundlichen Gott-

heiten, dem diese Zuversicht wurde im hohen Anschauen der Natur. Unter den Blumen des Frühlings bargen sie den Knaben, und in der schönen Umschattung lau ihren heiligen Gewässern. Wohl dir, Jüngling, wenn sie so mit Liebe über dein Leben wachten, daß du herrlich hervorgingst in deiner Kraft, und du in hohen edlen Regungen dich frei erhieltest von einer gefühllosen Weisheit. Du suchest Leben des Ewigen und Bleibenden — siehe es in dir. Was aus der eignen Fülle deines Geistes strömet, ist ewige Bildung im Sonnenlichte. Darum werde dir jede Erscheinung des freien offenen Sinnes Wahrheit dieses Sinnes, und wecke Gefühle der Himmel und bleibendes Leben in dir.

Du stehst hier an einem heiligen Orte, und verherlichst die Natur durch eine hohe innige Nahrung. Aber kehre den Blick freier zurück auf dein Gefühl, denn du fassst nicht seine Fülle, so lange der mächtige Eindruck deinen Sinn ergreift, und dich festhält in der Anschauung des Gegenstandes. Begreife deinen Zustand. Nur im Staunen des Auges ist Gleichgewicht der Kräfte. In der Betäubung erliegst du, und fühlst dich dann nur wieder frei, wenn die bildende Phantasie den Eindruck gewinnt, und so allmählig das große Schauspiel dir eine ruhige und lichte Anschauung wird.

Unter den großen Natur-Erscheinungen der Schweiz ist der mächtige Rheinfall dir schon längst als eine der erhabensten gepriesen worden. Er verdient diese Erhebung wenn auch mehrere Gewässer des schönen Landes durch das Verhältniß ihres Falles mit dem

herabstürzenden Strahle dir einen beiweitem interessanteren Anblick gewähren. So vor allen die Dosa im Bal-Pomat am Griesgletscher, und die Vera auf dem schauerlich erhabenen Simplon. Selbst der Reichenbach im Hasli und die Ar in Guttannen sind von vielen in dieser Rücksicht vorgezogen worden. Gewiß laden sie dein Auge freundlicher ein, und du nahlst ihnen vertrauender. Aber an Kraft des Falles und an Größe des Eindrucks gleicht dennoch keiner dem erhabenen Rheinstrom.

Siehe ihn zur Zeit, wenn am erwärmenden Sonnenlichte seine Quellen sich reichlicher von den Gebirgen ergießen. Dann strömet er eine Gewalt, der nichts widerstehen mag, und in dieser stürzt sich sein muthiger Wandel mit der Eile des Blitzes und dem Laute des Donners vom jähem Felsen herab. Tief in den Abgrund stürmet der Strahl mit der schäumenden Kraft des Stromes, und tausendfach gebrochen, und getrieben im Drange der ewigströmenden Gewalt, kreiset und wirbelt das zerstäubte Gewässer hoch empor über den Felsen. Die Lüfte erschüttern im jähem Wandel des Stromes, und vom Sturme ergriffen schweben kühn und herrlich die lichten Silberwogen des zerstäubten Gewässers daher im Blaue des Himmels, und der Farbenschmuck der Iris strahlet mit stillem Glanze in diesem wallenden Lichte.

Staunend und stumm, und fest wie im Winke eines allmächtigen Zaubers, stehst du am Ufer. Es glüht deine Stirn, es glänzet dein Auge, und jeder

erschütternde Strahl rührt mit neuer Gewalt deinen klopfenden Busen.

Aber schaue vom linken Ufer des Stroms in der Nähe seines Sturmes, und wage den Schritt auf die bebende Brücke. Du zitterst nicht. Du hältst des Stromes Gewalt in deinem höheren Muth und könntest hinabstürzen in die Fluth, und noch sterbend rufen, ich lebe!

Furcht und Schrecken sind nicht das Schöne und Große. Vertraue dem Auge die Wahrheit, und siehe, wie die Kraft, die vom Felsen sich stürzt, schön und leicht wieder dahertwogt im Hauche der Lüfte. In deinem Gefühle begreife sie, und du siehst mit hohem Wohlgefallen das schöne erhabene Schauspiel, und freust dich der Nührung im freien Anschauen der Natur.

Dein ist das Gefühl, und die Größe des Eindrucks jeder Erscheinung ist daher Kraft der Bewegung deiner eignen anschauenden Thätigkeit. Darum findest du für ihre Größe kein andres Maaß, als eben dein eigenes Gefühl, und die Wahrheit alles Schönen und Erhabenen in der Natur ist daher Wahrheit deines Wesens, und eine sichtbare Beziehung deines ganzen schönen Daseyns unter dir gleichen freien Geistern.

Führe den Blick fort durch die ewige Verknüpfung. Die Natur endet nirgends, und was du siehst in jeder Erscheinung ist nur Strahl ihrer Unendlichkeit. So sollst du sie begreifen. Dann spricht nichts Leeres und Todtes an deinen Sinn, sondern Er belebt es, sein freies Eigenthum, und du trennest nicht

in deinen Gefühlen, was des einen Lebens stille bleibende Harmonie ist. Nur im todten Buchstaben verödet dein Daseyn. Leben strömet zum Leben, und je mehr die Natur in deinen Blicken lebt, und ihre Aussicht lebendige Kraft in dir selbst ist: je höher und wahrer wird dadurch auch deine Anschauung, und du ruhst mit der hohen Gewißheit eines Gottes in ihrer ewigen Umarmung.

In diesem deinem Verhältnisse mit der Natur wird die höchste Energie und Thätigkeit des Geistes auch zugleich die höchste Reinheit und Empfänglichkeit des Sinnes. Keines trennst du vom andern, wie das Auge nicht vom Sonnenlicht, und dieses nicht von jenem. Aber vom bildenden Genius geht die Befreundung aus, und nur er ist der Gott, der alles zum Leben vereinigt, und im Lichte des Schönen die Umarmungen fortführet durch alle Räume des Himmels.

4.

Die Rheinfahrt nach Eglisau.

Blicke noch einmal auf das erhabene Schauspiel mit dem vollen gerührten Auge, und siehe nun fernhin den Strom im frei dahin wandelnden Fluge. Du fühlst dich süß ermattet von der Betrachtung des Großen, und möchtest des Tages liebliche Stille athmen im ruhigen Anschau des Schönen. Geleite den Strom von seinem mächtigen Falle durch die Reihen

der schattigen Hügel. Anmuth und Kühle wandeln mit ihm, und du findest die schöne Ruhe, wonach dein Busen sich sehnet.

Aber suchest du entgegenende Blicke der Menschen; so freue dich zuvor der stillen Bedeutung der Natur, damit dein schönes Gefühl dir bleibe innigvertrauende Liebe, und keine Erscheinung der Freien den stillen Genuß in dir stöhre.

An der geräumigen Bucht des westlichen Ufers winkt dir ein Rachen, und des Stromes kundige Männer laden prüfend dich ein, die schnelle Fahrt zu beginnen. Schrecke dich nicht der unwirthliche Raum und die rohe Bildung des Rachen. Du darfst ihm vertrauen im Wirbel der Wogen, und die Form die des Gottes würdig ist, wird der Genius wecken, noch ehe der Strom entrinnet. Darum sey freundlich den Männern und spende stärkenden Wein, und dinge nicht um den Lohn der über freie Kräfte gebieten soll. Was du ihnen auch zahlst, es bedeutet nur Vergeltung, und ist nicht selbst die schöne That der Gastfreundschaft, durch deren Schutz du dahin wandelst ein Fremdling des Landes. Willst du freie That vergelten, so sey es durch freies Entgegenen. Nur so gewinnst du die Menschen zur Zufriedenheit und Liebe, und regest im Innersten ihrer Herzen jede schlummernden Accorde.

Siehe der Männer freien sichern Tritt, und die nervigen Arme, wie sie mit schöner Gewandtheit das Ruder schwingen, und den belasteten Rachen vom steinigen Ufer heben. Es ist die seine und gleiche Kraft, die

die den Menschen verherrlicht, und die in jeglicher Bildung des thätigen Lebens frei und göttlich dir strahlet. Darum möge sie in tausend Formen erscheinen, die That ist dieselbe und wandelt nicht. Sie aber die unendliche wandelt ihre Formen zur würdigsten und schönsten, und zeigt dir so in jeder Erscheinung des Menschen stille Vollendung.

Hebe dein Auge über die wallende Fluth und über die gebüschigten Hügel. Noch ruht das schöne Schauspiel in deinen stillen Blicken, und lächelt dir bleibende Gegenwart. Aber der Ruderschlag ertönt, und im leisen Schweben vom Ufer gewinnt der Rachen den Strom. Da wandelt himmlische Regung durch die Stille des Tages, und es freuen sich die Hügel in des Stromes schöner Umfränzung, und wechselndes Licht umglänzt die schwebenden Gestalten.

Herrlich ist dein Wandel durch die Kühlung des Himmels: leiser jetzt im schönern Spiegel des Stromes und sanften Regens im stillen Hauche der Lüfte. Aber der Strahl ergreift dich abwärts den Felsengrund, und du fliehst dahin auf der kühnen Eile der Wogen, daß die Gebüsche vom Ufer und ihre zitternden Bilder wie in himmlischen Tänzen vorüber dir schweben. Nirgends dem Blicke endet die schöne Verwirrung, und nirgends die Freude. Fühle sie, Jüngling, in freier Brust, und du fühlst den Gott in der Bewegung des Ewig-Schönen.

Wohl ist es sein Rachen und wohl vernimmt es die Schöpfung. Darum strahlen dir die Himmel in jeder Ferne des Auges, und wird rund um dich

her dein Wandel gepriesen in herrlich schwebenden Kreisen.

So winkst du ein Gott vom seligen Sitze der Ruhe Freude und Leben des Schönen. Es wandelt wohl dein Auge im schnellen Fluge des Stromes; aber es bleibet dein Blick ruhend ewig dir selbst. Nur in ihm, dem bleibenden, wandelt der Strom, und schweben die fröhlichen Kreise, und darum schauest du die himmlische Bewegung des Schönen nur ewig im Bilde des Freien.

Siehe so den lieblichen Wechsel der Horen, einen Wandel des Bleibenden. Es lächeln sich die Göttinnen in ewig schwebenden Umarmungen Liebe und Freude, und winken sie den Menschen in himmlischen Gefühlen durch stille Bildung des Schönen. Es sind ihre Tänze, die jetzt dich umschweben im leichten Wandel des Stromes, und es schaut dein Auge auf den schön verschlungenen Reigen mit stillem bleibenden Genuße. Darum störe kein Sehnen und kein banges Erwarten das süße Lächeln der Himmlischen. Wo der Augenblick dich umarmt, da fühle Nahrung des Ewigen: denn des Gottes bleibende Freude ist ein unsterblicher Blick, strahlend den Himmel in jeglichem Wechsel des Schönen.

Dahin wandelt der Strom. Deute seine Wahrheit, und fühle die ewige Harmonie. Was du siehst in seinem Wandel ist Himmel in dir, denn er ruht in der vereinten Kraft deines Lebens und jede Regung des Schönen ist Wink seiner Erfüllung.

So befreunde dich dein Gefühl mit den Menschen

deines Himmels. Sie sind in ihm die mächtigen Wesen, deren freie Wirksamkeit nur rufen und fördern kann, was du Großes und Schönes im Busen verbirgest. Darum erleuchten die Sonnen den unendlichen Raum, damit du sie erkennest im entgegennenden Blicke. Darum schweben die Horen im stillen fröhlichen Wechsel, daß sie bleibend mit dir jeden Ewigen in deine Umarmungen führen. Frage das Auge, das im Lichte sich weidet und im Spiegel des Stromes: wo wandelt die Klarheit, und wo die Freude mit ihr? Sie sind Blick deines Geistes im freien schönen Gefühle, und du suchest diesen Geist in freier schöner Entgegnung wohin du nur blickest. So athmest du durch jeden Wechsel der Erscheinungen unsterbliches Daseyn: denn der Kreislauf des Schönen, der dich einmal ergriff, ist der Schauplatz ewiger Geister zur himmlischen Einigung ihrer Wesen. Eile nicht hinab auf der wogenden Fluth, dir lächle denn die Zukunft in jedem Bilde der Gegenwart. Dann kränzen sich die Ufer mit schönerem Lichte, und von den Hügeln herab tönen in Götter-Melodien Gesänge des Lebens. Was hindert deines Wunsches endliche Erfüllung? Hat in ihm nicht jede freie Erscheinung ihr Daseyn? Und wie begreiffst du nur die leiseste Ahndung des Schönen, wenn sie die That nicht bezeuget, aus der sie zur Wirklichkeit hervorgeht? Wohl siehest du den ewigen Wechsel der Stunden, und überall in ihrem Fluge nur wandelnde Gestalten. Des Stromes schwebende Welle küßt die Blumen des Ufers einmal und einmal, und zittert vorüber.

Alles kommt und geht Auch in die Locke der Jugend mischt sich näher und näher das ernstere Alter; und der Pulsschlag des Lebens gebietet ihren frohen leicht dahin freisenden Tänzen. Aber erhelle dein Auge am Lichte des Tages, daß du die stille Weisheit der Natur vernehmest. Dann fürchtest du nicht den Wechsel des Daseyns. Du siehest ihn. Deute die Natur, und du begreiftest dein Leben im Ewigen und Bleibenden. Nimmer nähmest du den Wandel der Erscheinungen wahr, wenn du selbst im Anschauen das Veränderliche wärest. Du aber überstiehest die Momente der Natur in ihrem ewigen Kreislaufe, und hältst sie in deinem Blicke wie eine Gegenwart. Wo wäre dieser Blick, wenn der Strom der Momente nicht vorüberginge an ihm, und du da ständest frei in deiner ewigen Gottheit? Fühle sie in dir als unendliche That des vereinten bleibenden Lebens; und jede Erscheinung der Gegenwart winkt dir die That, und du siehest durch alle Räume der Unendlichkeit das Göttliche nur wandeln.

In diesem hohen Gefühle schwebe dahin mit den Bogen, und mische gern in deinen Betrachtungen Ernst und Ergößen, daß eine tiefere Nührung dein Auge verschöne wenn die leicht wandelnde Freude vom Munde dir lächelt. Es sind deine Bildungen, wohin du blickst; denn nur aus freier Anschauung geht die Wahrheit hervor, die rund um dich her in lieblichem Farbenschmucke glänzet. Darum kenne die Natur, was sie durch freie Behandlung des Menschen geworden, und wisse, es ist das einzige, wodurch der Geist zu

dir spricht, und was dir bleibet in sich ewig verklär-
rendem Lichte, während die Weisheit der Schulen ihren
Gedankenkreis vollendet, und früher oder später zurück-
sinkt in ihr Nichts.

Selten sagt es sich der Mensch, daß seine That
nur sein Leben ist, und daß selbst in der Stille des
einsamen Nachdenkens diese Bedeutung ihm bleibet.
Aber suche dein Leben in einer schönen Harmonie, daß
du seiner innerwerdest durch reellen Gewinn. Dann
erst erscheinet es deine That in hoher Klarheit der
Gefühle, und du suchest es nicht weiter außer der Welt
deiner Anschauungen. In dieser Sphäre nur bist du,
und führest dein Leben du fort durch ewig thätiges
Wirden. Nicht der flüchtigste Eindruck kann vorüber-
gehen an dir, ohne daß die Phantasie bleibendes Leben
an ihm wecke. Eine längere Uebung erst hat dich ge-
lehrt, die Farbe vom Tone und die Ruhe von der
Bewegung zu unterscheiden; und nur allmählig erst
wandelten die Gestalten des Auges im Spiele des
Lichts, und bildetest du fort der Töne Melodien und
ihren gemessenen Einklang. So erweiterte sich dein
Blick im freien Triebe des Lebens, und du riesest durch
jede fortgehende Betrachtung deine Welt in eine hö-
here und freiere Anschauung. Du im Gefühle dieser
Anschauung sagst es, sie ist dein, und was kreiset in
ewigen Sphären und leuchtet in ihrem Lichte, ist deines
Blickes Berührung, ist dein Gefühl und dein
Leben.

Aber nur harmonische Bildung giebt deinem Ge-
fühle die Wärme, und die hohe Klarheit, durch welche

dein Leben freie That dir erscheint im Umkreise der Schöpfung. So nur achtest du auf dich, und das Verhältniß deiner Anschauung, und findest in jeder Verührung dein Wesen durchdrungen von eigener Fülle des Lebens.

Kennst du die schimmernden Blumen und Kräuter und die Gebüsche der Ufer; und ihre hohe Schönheit in der stillen Umkränzung rühret dein Auge doch nicht: so siehst du in ihnen nur todte Gestalten, und deine rühmliche Kenntniß ist nur Ahndung der Natur, die mit sichtbarer Freiheit den Menschen umstrahlet. Dann fehlt dir noch der Blick ihrer freien Beziehung auf das Verhältniß unsrer Geister. Du würdest sie sehen in der ewigen Schönheit, wenn dies Verhältniß du sähest als Leben der Menschen. Aber der Freiere sieht es in der stillen Gegenwart; denn sein Ideal ist ihm ausgedrückt, und was er anschaut in der Natur, wird ihm darum Verührung des freien harmonischen Lebens. Auch du wirst es finden, wenn du zuvor dein Verhältniß zum Menschen begreifst. Nur auf dem Schauplaze des Schönen begegnest du seinem Blicke, und bleibest du ewig mit ihm durch freies Schaffen und Wirken. Siehe dies Bleiben in der Natur und du siehest mit ihr der Zeiten Vollendung. Oder sahest du die Woge dem Strome entinnen aus der Gegenwart des Blickes? Sie ist nur eine wie die spielende Woge mit der Quelle des Stromes. Darum, wankelt der Strom, so freue dich seiner Quelle. Ewig ist ihre Kraft in der bildenden Natur, wie im freien Triebe des Lebens ewig die Quelle deiner Freuden.

Was forschet dein Auge nach den Gesetzen der Natur in ihren ewigen Bildungen? Hättest du sie gewonnen, wo war der Zweck? und blieben sie beziehungslos für die Wirksamkeit der Menschen? Diese nur begreife und so weit du sie verfolgst, ist ihre Bedeutung dein Leben, in sich ewig verklärender Anschauung. Du suchest nichts höheres und findest nichts höheres, und darum wird dir in ihr nur jeder mögliche Gewinn deiner freien gesellschaftlichen Thätigkeit.

So begreife die unendliche Schöpfung des Geistes und suche die Wahrheit nur da, wo sie freundlich dir winket. Deinem Sinne lebt sie, freies ewiges Eigenthum, und strahlet höher und reiner, je mehr du deine Kraft in schönen Bildungen erweiterst. Hier wecket der Genius das Ewige und Göttliche, und schmücket dein Leben mit unvergänglicher Blüthe. Suche den Freundlichen, und er wird dich umarmen. Ueberall ist sein Wandel im Heiligthume der Natur, überall seine That in der freien Schöpfung des Menschen. Wo er einmal dich rührte, da hält dich sein Zauber, und du wandelst nimmer aus seiner Sphäre. Die Natur hat ihn zuerst deinem Sinne befreundet, und durch ihn dich in das Licht des Daseyns gerufen. Denn alles Leben ist Freiheit in der bildenden Natur, und welche Formen die Bildende auch immer hervorbringe, haben sie nur Beziehung auf den ewigen Geist, so muß nothwendig jede Bildung auch der Freiheit entsprechen im wirklichen Gefühle deines Lebens. Dies ist Gesetz deiner Anschauung durch die freie Beziehung deines Gefühls. Dem himmlischen Wesen der Freiheit ent-

spricht aber nichts, als nur die ewige Harmonie. Diese suchest du daher wie dein Leben selbst in jeder freien thätigen Anschauung, und wo du sie findest, da findest du das Schöne, und wo sie dich rühret, da umfaßt dein Gefühl Leben und Freude des Gottes.

So hat die Natur dein Ideal ausgedrückt, wenn du sie frei beziehst auf die Wirksamkeit des Geistes. Du siehst ihre Schönheit bleibend in ihren Bildungen, und du siehst diesen Geist und seine stille Harmonie. Keine Störung war gewesen, wo du sie einmal begriffst; denn alle Kräfte gehen hervor zur Einigung des Lebens, und jede Wahrheit steht da in der gebildeten Form.

Wenn du in stiller Betrachtung dein Auge erhebst über den Schauplatz des Schönen, und du es dir sagst, dies ist der ewige Himmel freier schaffender Geister; wie wandelt da dein Gedanke in tausend Bildungen dahin, und winket Leben und Daseyn aus der freien Kraft des Menschen. Ehe dein Wort noch tönet, durchflogst du die Unendlichkeit, und diese stille Gewalt ist die That des Geistes, die über alle Kräfte gebietet, und sie zum Leben verbindet in freien sichtbaren Werken.

Alles im ewigen Raume gehorchet höhern Gesetzen. Aber die freiste That ist das höchste Gesetz. Es wandelt der Strom mit den Reichen der Hügel, es schwebet der Kahn mit dem Zauber des Stroms. Du nur bleibest und athmest Ruhe, und narest dem Ziele im freien Gebot.

Jetzt schaust du herab vom begrüntem Hügel, und es führet der Strom sein ewiges Gesetz. Bleibe die

Klarheit der spielenden Woge, bleibe in wechselnder
Schöne das Licht. Dich hat es gerührt im herrlichen
Wandel, und die Freude der Stunden bleibet mit dir.

So ist ewig das Schöne im Blicke des Geistes
erhöhetes Gefühl, des Lebens bleibender Gewinn.
Wecke dies Gefühl, und du weckest dein Leben. Eine
stille Gottheit naht dir sichtbar und bleibet mit dir,
und führet dich friedlich durch die Nebel und Stürme,
bis am blumigen Hügel du ihrer Umarmung ent-
schlummerst.

IV.

Gespräch über die Poesie.

Alle Gemüther, die sie lieben, befreundet und bindet Poesie mit unauflösllichen Banden. Mögen sie sonst im eignen Leben das Verschiedenste suchen, einer gänzlich verachten, was der andre am heiligsten hält, sich verkennen, nicht vernehmen, ewig fremd bleiben; in dieser Region sind sie dennoch durch höhere Zauberkrast einig und in Frieden. Jede Muse sucht und findet die andre, und alle Ströme der Poesie fließen zusammen in das allgemeine große Meer.

Die Vernunft ist nur eine und in allen dieselbe: wie aber jeder Mensch seine eigne Natur hat und seine eigne Liebe, so trägt auch jeder seine eigne Poesie in sich. Die muß ihm bleiben und soll ihm bleiben, so gewiß er der ist, der er ist, so gewiß nur irgend etwas Ursprüngliches in ihm war; und keine Kritik kann und darf ihm sein eigenstes Wesen, seine innerste Kraft rauben, um ihn zu einem allgemeinen Wille ohne Geist und ohne Sinn zu läutern und zu reinigen, wie die Thoren sich bemühen, die nicht wissen was sie

wollen. Aber lehren soll ihn die hohe Wissenschaft ächter Kritik, wie er sich selbst bilden muß in sich selbst, und vor allem soll sie ihn lehren, auch jede andre selbständige Gestalt der Poesie in ihrer classischen Kraft und Fülle zu fassen, daß die Blüthe und der Kern fremder Geister Nahrung und Saame werde für seine eigne Fantasie.

Nie wird der Geist, welcher die Orgien der wahren Muse kennt, auf dieser Bahn bis ans Ende dringen, oder wännen, daß er es erreicht: denn nie kann er eine Sehnsucht stillen, die aus der Fülle der Befriedigungen selbst sich ewig von neuem erzeugt. Unermesslich und unerschöpflich ist die Welt der Poesie wie der Reichthum der belebenden Natur an Gewächsen, Thieren und Bildungen jeglicher Art, Gestalt und Farbe. Selbst die künstlichen Werke oder natürlichen Erzeugnisse, welche die Form und den Namen von Gedichten tragen, wird nicht leicht auch der umfassendste alle umfassen. Und was sind sie gegen die formlose und bewußtlose Poesie, die sich in der Pflanze regt, im Lichte strahlt, im Rinde lächelt, in der Blüthe der Jugend schimmert, in der liebenden Brust der Frauen glüht? — Diese aber ist die erste, ursprüngliche, ohne die es gewiß keine Poesie der Worte geben würde. Ja wir alle, die wir Menschen sind, haben immer und ewig keinen andern Gegenstand und keinen andern Stoff aller Thätigkeit und aller Freude, als daß eine Gedicht der Gottheit, dessen Theil und Blüthe auch wir sind — die Erde. Die Musik des unendlichen Spielwerks zu vernehmen, die Schönheit des

Gebichts zu verstehen, sind wir fähig, weil auch ein Theil des Dichters, ein Funke seines schaffenden Geistes in uns lebt und tief unter der Asche der selbstgemachten Unvernunft mit heimlicher Gewalt zu glühen niemals aufhört.

Es ist nicht nöthig, daß irgend jemand sich bestrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poesie zu erhalten und fortzupflanzen, oder gar sie erst hervorzubringen, zu erfinden, aufzustellen und ihr strafende Gesetze zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunst so gern möchte. Wie der Kern der Erde sich von selbst mit Gebilden und Gewächsen bekleidete, wie das Leben von selbst aus der Tiefe hervorsprang, und alles voll ward von Wesen die sich fröhlich vermehrten; so blüht auch Poesie von selbst aus der unsichtbaren Urkraft der Menschheit hervor, wenn der erwärmende Strahl der göttlichen Sonne sie trifft und befruchtet. Nur Gestalt und Farbe können es nachbildend ausdrücken, wie der Mensch gebildet ist; und so läßt sich auch eigentlich nicht reden von der Poesie als nur in Poesie.

Die Ansicht eines jeden von ihr ist wahr und gut, in so fern sie selbst Poesie ist. Da nun aber seine Poesie, eben weil es die seine ist, beschränkt seyn muß, so kann auch seine Ansicht der Poesie nicht anders als beschränkt seyn. Dieses kann der Geist nicht ertragen, ohne Zweifel weil er, ohne es zu wissen, es dennoch weiß, daß kein Mensch schlechtthin nur ein Mensch ist, sondern zugleich auch die ganze Menschheit wirklich und in Wahrheit seyn kann und soll. Darum geht

der Mensch, sicher sich selbst immer wieder zu finden, immer von neuem aus sich heraus, um die Ergänzung seines innersten Wesens in der Tiefe eines fremden zu suchen und zu finden. Das Spiel der Mittheilung und der Annäherung ist das Geschäft und die Kraft des Lebens, absolute Vollendung ist nur im Tode.

Darum darf es auch dem Dichter nicht genügen, den Ausdruck seiner eigenthümlichen Poesie, wie sie ihm angebohren und angebildet wurde, in bleibenden Werken zu hinterlassen. Er muß streben, seine Poesie und seine Ansicht der Poesie ewig zu erweitern, und sie der höchsten zu nähern, die überhaupt auf der Erde möglich ist; dadurch daß er seinen Theil an das große Ganze auf die bestimmteste Weise anzuschließen strebt: denn die tödtende Verallgemeinerung wirkt gerade das Gegentheil.

Er kann es, wenn er den Mittelpunkt gefunden hat, durch Mittheilung mit denen, die ihn gleichfalls von einer andern Seite auf eine andre Weise gefunden haben. Die Liebe bedarf der Gegenliebe. Ja für den wahren Dichter kann selbst das Verkehr mit denen, die nur auf der bunten Oberfläche spielen, heilsam und lehrreich seyn. Er ist ein geselliges Wesen.

Für mich hatte es von jeher einen großen Reiz mit Dichtern und dichterisch Gesinnten über die Poesie zu reden. Viele Gespräche der Art habe ich nie vergessen, von andern weiß ich nicht genau, was der Fantasie und was der Erinnerung angehört; vieles ist wirklich darin, andres erfonnen. So das gegenwärtige, welches ganz verschiedene Ansichten gegen einan-

der stellen soll, deren jede aus ihrem Standpunkte den unendlichen Geist der Poesie in einem neuen Lichte zeigen kann, und die alle mehr oder minder bald von dieser bald von jener Seite in den eigentlichen Kern zu dringen streben. Das Interesse an dieser Vielseitigkeit erzeugte den Entschluß, was ich in einem Kreise von Freunden bemerkt und anfänglich nur in Beziehung auf sie gedacht hatte, allen denen mitzutheilen, die eigne Liebe im Busen spüren und gesonnen sind, in die heiligen Mysterien der Natur und der Poesie kraft ihrer innern Lebensfülle sich selbst einzutweihen.

Amalia und Camilla geriethen so eben über ein neues Schauspiel in ein Gespräch, das immer lebhafter wurde, als zwey von den erwarteten Freunden, die wir Marcus und Antonio nennen wollen, mit einem lauten Gelächter in die Gesellschaft traten. Nachdem jene beyden hinzugekommen, war diese nun so vollständig als sie sich gewöhnlich bey Amalien zu versammeln pflegte, um sich frey und froh mit ihrer gemeinschaftlichen Liebhaberey zu beschäftigen. Ohne Verabredung oder Gesetz fügte es sich meistens von selbst, daß Poesie der Gegenstand, die Veranlassung, der Mittelpunkt ihres Beysamenseyns war. Bisher hatte bald dieser bald jener unter ihnen ein dramatisches Werk oder auch ein andres vorgelesen, worüber dann viel hin und her geredet, und manches Gute und Schöne gesagt ward. Doch fühlten bald alle mehr oder minder einen gewissen Mangel bey dieser Art der Unterhaltung. Amalia bemerkte den Umstand zuerst und wie ihm zu helfen seyn mögte. Sie

meynnte, die Freunde wüßten nicht klar genug um die Verschiedenheit ihrer Ansichten. Dadurch werde die Mittheilung verworren, und schwiege mancher gar, der sonst wohl reden würde. Jeder, oder zunächst nur wer eben am meisten Lust habe, solle einmal seine Gedanken über Poesie, oder über einen Theil, eine Seite derselben von Grund des Herzens aussprechen, oder lieber ausschreiben, damit man's schwarz auf weiß besitze, wie's jeder meyne. Camilla stimmte ihrer Freundin lebhaft bey, damit wenigstens einmal etwas neues geschähe, zur Abwechslung von dem ewigen Lesen. Der Streit, sagte sie, würde dann erst recht arg werden; und das müsse er auch, denn eher sey keine Hoffnung zum ewigen Frieden.

Die Freunde ließen sich den Vorschlag gefallen und legten sogleich Hand ans Werk, ihn auszuführen. Selbst Lothario, der sonst am wenigsten sagte und stritt, ja oft Stundenlang bey allem was die andern sagen und streiten mochten, stumm blieb und sich in seiner würdigen Ruhe nicht stören ließ, schien den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und gab selbst Versprechungen, etwas vorzulesen. Das Interesse wuchs mit dem Werk und mit den Vorbereitungen dazu, die Frauen machten sich ein Fest daraus, und es wurde endlich ein Tag festgesetzt, an dem jeder vorlesen sollte, was er bringen würde. Durch alle diese Umstände war die Aufmerksamkeit gespannter, als gewöhnlich; der Ton des Gesprächs indessen blieb ganz so zwanglos und leicht wie er sonst unter ihnen zu seyn pflegte.

Camilla hatte mit vielem Feuer ein Schauspiel beschrieben und gerühmt, was am Tage zuvor gegeben war.

Amalia hingegen tabelte es, und behauptete, es sey von Kunst ja von Verstand durchaus keine Ahndung darin. Ihre Freundin gab dies sogleich zu; aber, sagte sie, es ist doch wild und lebendig genug, oder wenigstens können es gute Schauspieler, wenn sie guter Laune sind, dazu machen. — Wenn sie wirklich gute Schauspieler sind, sagte Andrea, indem er auf seine Rolle und nach der Thüre sah, ob die fehlenden nicht bald kommen würden; wenn sie wirklich gute Schauspieler sind, so müssen sie eigentlich alle gute Laune verlieren, daß sie die der Dichter erst machen sollen. — Ihre gute Laune, Freund, erwiederte Amalia, macht Sie Selbst zum Dichter; denn daß man dergleichen Schauspielschreiber Dichter heißt, ist doch nur ein Gedicht, und eigentlich viel ärger als wenn die Komödianten sich Künstler nennen oder nennen lassen. — Gönnst uns aber doch unsre Weise, sagte Antonio, indem er sichtbar Camillens Parthyen nahm; wenn sich einmal durch glücklichen Zufall ein Funken von Leben, von Freude und Geist in der gemeinen Masse entwickelt, so wollen wirs lieber erkennen, als uns immer wiederholen, wie gemein nun eben die gemeine Masse ist. — Darüber ist ja grade der Streit, sagte Amalia; gewiß es hat sich in dem Stück von dem wir reden, gar nichts weiter entwickelt, als was sich fast alle Tage da entwickelt; eine gute Portion Albernheit. Sie fing hierauf an, Beyspiele anzuführen, worin sie aber bald gebeten wurde nicht länger fortzufahren, und in der That bewiesen sie nur zu sehr was sie beweisen sollten.

Camilla erwiederte dagegen, dieses treffe sie gar nicht, denn sie habe auf die Neben und Nebenarten der Perso:

Personen im Stück nicht sonderlich Acht gegeben. — Man fragte sie, worauf sie denn geachtet habe, da es doch keine Operette sey? — Auf die äußre Erscheinung, sagte sie, die ich mir wie eine leichte Musik habe vorspielen lassen. Sie lobte dann eine der geistreichsten Schauspielerinnen, schilderte ihre Manieren, ihre schöne Kleidung, und äußerte ihre Verwunderung, daß man ein Wesen wie unser Theater so schwer nehmen könne. Gemein sey da in der Regel freylich fast alles; aber selbst im Leben, wo es einem doch näher träte, mache ja oft das Gemeine eine sehr romantische und angenehme Erscheinung. — Gemein in der Regel fast alles, sagte Lothario. Dieses ist sehr richtig. Wahrlich, wir sollten nicht mehr so häufig an einen Ort gehen, wo der von Glück zu sagen hat, der nicht vom Gedränge, von üblem Geruch oder von unangenehmen Nachbarn leidet. Man foderte einmal von einem Gelehrten eine Inschrift für das Schauspielhaus. Ich würde vorschlagen, daß man darüber setzte: Komm Wandrer und sieh das Platteste; welches dann in den meisten Fällen eintreffen würde.

Hier wurde das Gespräch durch die eintretenden Freunde unterbrochen, und wären sie zugegen gewesen, so dürfte der Streit wohl eine andre Richtung und Verwicklung gewonnen haben, denn Marcus dachte nicht so über das Theater, und konnte die Hoffnung nicht aufgeben, daß etwas rechtes daraus werden müsse.

Sie traten, wie gesagt, mit einem unmaßigen Gelächter in die Gesellschaft, und aus den letzten

Worten, die man hören konnte, ließ sich schließen, daß ihre Unterhaltung sich auf die sogenannten classischen Dichter der Engländer bezog. Man sagte noch einiges über denselben Gegenstand, und Antonio, der sich gern bey Gelegenheit mit dergleichen polemischen Einfällen dem Gespräch einmischte, das er selten selbst führte, behauptete, die Grundsätze ihrer Kritik und ihres Enthusiasmus wären im Smith über den Nationalreichtum zu suchen. Sie wären nur froh, wenn sie wieder einen Classifier in die öffentliche Schatzkammer tragen könnten. Wie jedes Buch auf dieser Insel ein Essay, so werde da auch jeder Schriftsteller, wenn er nur seine gehörige Zeit gelegen habe, zum Classifier. Sie wären aus gleichem Grund und in gleicher Weise auf die Verfertigung der besten Scheeren stolz wie auf die der besten Poesie. So ein Engländer lese den Shakspeare eigentlich nicht anders wie den Pope, den Dryden, oder wer sonst noch Classifier sey; bey dem einen denke er eben nicht mehr als bey dem andern. — Marcus meynte, das goldne Zeitalter sey nun einmal eine moderne Krankheit, durch die jede Nation hindurch müsse, wie die Kinder durch die Pocken. — So müßte man den Versuch machen können, die Kraft der Krankheit durch Inoculation zu schwächen, sagte Antonio. Ludoviko, der mit seiner revolutionären Philosophie das Vernichten gern im Großen trieb, fing an von einem System der falschen Poesie zu sprechen, was er darstellen wolle, die in diesem Zeitalter besonders bey Engländern und Franzosen grassirt habe und zum Theil noch grassire; der tiefe gründliche

Zusammenhang aller dieser falschen Tendenzen, die so schön übereinstimmen, eine die andre ergänzen und sich freundschaftlich auf halbem Wege entgegenkommen, sey eben so merkwürdig und lehrreich als unterhaltend und grotesk. Er wünschte sich nur Verse machen zu können, denn in einem komischen Gedicht müßte sich, was er meyne, eigentlich erst recht machen. Er wollte noch mehr davon sagen, aber die Frauen unterbrachen ihn und foderten den Andrea auf, daß er anfangen möchte; sonst wäre des Vorredens kein Ende. Nachher könnten sie ja desto mehr reden und streiten. Andrea schlug die Rolle auf und las.

E p o c h e n d e r D i c h t k u n s t.

Wo irgend lebendiger Geist in einem gebildeten Buchstaben gebunden erscheint, da ist Kunst, da ist Absonderung, Stoff zu überwinden, Werkzeuge zu gebrauchen, ein Entwurf und Gesetze der Behandlung. Darum sehn wir die Meister der Poesie sich mächtig bestreben, sie auf das vielseitigste zu bilden. Sie ist eine Kunst, und wo sie es noch nicht war, soll sie es werden, und wenn sie es würde, erregt sie gewiß in denen die sie wahrhaft lieben, eine starke Sehnsucht, sie zu erkennen, die Absicht des Meisters zu verstehen, die Natur des Werks zu begreifen, den Ursprung der Schule, den Gang der Ausbildung zu erfahren. Die Kunst ruht auf dem Wissen, und die Wissenschaft der Kunst ist ihre Geschichte.

Es ist aller Kunst wesentlich eigeht, sich an das Gebildete anzuschließen, und darum steigt die Geschichte von Geschlecht zu Geschlecht, von Stufe zu Stufe immer höher ins Alterthum zurück, bis zur ersten ursprünglichen Quelle.

Für uns Neuere, für Europa liegt diese Quelle in Hellas, und für die Hellenen und ihre Poesie war es Homeros und die alte Schule der Homeriden. Eine unverstegbare Quelle allbildsamer Dichtung war es, ein mächtiger Strom der Darstellung wo eine Woge des Lebens auf die andre rauscht, ein ruhiges Meer, wo sich die Fülle der Erde und der Glanz des Himmels freundlich spiegeln. Wie die Weisen den Anfang der Natur im Wasser suchen, so zeigt sich die älteste Poesie in flüssiger Gestalt.

Um zwey verschiedene Mittelpunkte vereinigte sich die Masse der Sage und des Gesanges. Hier ein großes gemeinsames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwiespalt, der Ruhm des Tapfersten; dort die Fülle des Sinnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandtesten Klugheit, wie ihr endlich die erschwerte Heimkehr dennoch gelingt. Durch diese ursprüngliche Absonderung ward das vorbereitet und gebildet, was wir Ilias und Odyssee nennen, und was in ihr eben einen festen Anhalt fand, um vor andern Gesängen der gleichen Zeit für die Nachwelt zu bleiben.

In dem Gewächs der Homerischen sehen wir gleichsam das Entstehen aller Poesie; aber die Wurzeln entziehen sich dem Blick, und die Blüten und

Zweige der Pflanze treten unbegreiflich schön aus der Nacht des Alterthums hervor. Dieses reizend gebildete Chaos ist der Keim, aus welchem die Welt der alten Poesie sich organisirte.

Die epische Form verbarb schnell. Statt dessen erhob sich, auch bey den Joniern, die Kunst der Jamben, die im Stoff und in der Behandlung der grade Gegensatz der mythischen Poesie, und eben darum der zweyte Mittelpunkt der hellenischen Poesie war, und an und mit ihr die Elegie, welche sich fast eben so mannichfach verwandelte und umgestaltete wie das Epos.

Was Archilochos war, muß uns außer den Bruchstücken, Nachrichten und Nachbildungen des Horatius in den Epoden, die Verwandtschaft der Komödie des Aristophanes und selbst die entferntere der römischen Satire vermuthen lassen. Mehr haben wir nicht, die größte Lücke in der Kunstgeschichte auszufüllen. Doch leuchtet es jedem, der nachdenken will, ein, wie es ewig im Wesen der höchsten Poesie liege, auch in heiligen Zorn auszubrechen, und ihre volle Kraft an dem fremdesten Stoff, der gemeinen Gegenwart zu äußern.

Dieses sind die Quellen der hellenischen Poesie, Grundlage und Anfang. Die schönste Blüthe umfaßt die melischen, chorischen, tragischen und komischen Werke der Dorer, Aeolier und Athener von Alkman und Sappho bis zum Aristophanes. Was uns aus dieser wahrhaft goldenen Zeit in den höchsten Gattungen der Poesie übrig geblieben ist, trägt mehr oder minder einen schönen oder großen Styl, die Lebens-

Kraft der Begeisterung und die Ausbildung der Kunst in göttlicher Harmonie.

Das Ganze ruht auf dem festen Boden der alten Dichtung, eins und untheilbar durch das festliche Leben freyer Menschen und durch die heilige Kraft der alten Götter.

Die melische Poesie schloß sich mit ihrer Musik aller schönen Gefühle zunächst an die jambische, in welcher der Drang der Leidenschaft, und die elegische, in welcher der Wechsel der Stimmung im Spiel des Lebens so lebendig erscheinen, daß sie für den Haß und die Liebe gelten können, durch welche das ruhige Chaos der homerischen Dichtung bewegt ward zu neuen Bildungen und Gestaltungen. Die chorischen Gesänge hingegen neigten sich mehr zum heroischen Geist des Epos, und trennten sich eben so einfach nach dem Uebergewicht von gefeslichem Ernst oder heiliger Freyheit in der Verfassung und Stimmung des Volks. Was Eros der Sappho eingab, athmete Musik; und wie die Würde des Pindaros gemildert wird durch den fröhlichen Reiz gymnastischer Spiele, so ahmten die Dithyramben in ihrer Ausgelassenheit auch wohl die kühnsten Schönheiten der Orchestik nach.

Stoff und Urbilder fanden die Stifter der tragischen Kunst im Epos, und wie dieses aus sich selbst die Parodie entwickelte, so spielten dieselben Meister, welche die Tragödie erfanden, in Erfindung Satyrischer Dramen.

Zugleich mit der Plastik entstand die neue Gatt

tung, ihr ähnlich in der Kraft der Bildung und im Gesetz des Gliederbaus.

Aus der Verbindung der Parodie mit den alten Jamben und als Gegensatz der Tragödie entsprang die Komödie, voll der höchsten Mimik die nur in Worten möglich ist.

Wie dort Handlungen und Begebenheiten, Eigenthümlichkeit und Leidenschaft, aus der gegebenen Sage zu einem schönen System harmonisch geordnet und gebildet wurden, so ward hier eine verschwenderische Fülle von Erfindung als Rhapsodie kühn hingeworfen, mit tiefem Verstand im scheinbaren Unzusammenhang.

Beide Arten des attischen Drama griffen aufs wirksamste ins Leben ein, durch ihre Beziehung auf das Ideal der beiden großen Formen, in denen das höchste und einzige Leben, das Leben des Menschen unter Menschen erscheint. Den Enthusiasmus für die Republik finden wir beym Aeschylos und Aristophanes, ein hohes Urbild schöner Familie in den heroischen Verhältnissen der alten Zeit liegt dem Sophokles zum Grunde.

Wie Aeschylos ein ewiges Urbild der harten Größe und des nicht ausgebildeten Enthusiasmus, Sophokles aber der harmonischen Vollendung ist: so zeigt schon Euripides jene unergründliche Weichlichkeit, die nur dem versunkenen Künstler möglich ist, und seine Poesie ist oft nur die sinnreichste Declamation.

Diese erste Masse hellenischer Dichtkunst, das alte Epos, die Jamben, die Elegie, die festlichen Gesänge und Schauspiele; das ist die Poesie selbst. Alles, was

noch folgt, bis auf unsre Zeiten, ist Ueberbleibsel, Nachhall, einzelne Abndung, Annäherung, Rückkehr zu jenem höchsten Olymp der Poesie.

Die Vollständigkeit nöthigt mich zu erwähnen, daß auch die ersten Quellen und Urbilder des didaktischen Gedichts, die wechselseitigen Uebergänge der Poesie und der Philosophie in dieser Blüthezeit der alten Bildung zu suchen sind: in den naturbegeisterten Hymnen der Mysterien, in den sinnreichen Lehren der gesellig sittlichen Enome, in den allumfassenden Gedichten des Empedokles und anderer Forscher, und etwa in den Symposien, wo das philosophische Gespräch und die Darstellung desselben ganz in Dichtung übergeht.

Solche einzig große Geister wie Sappho, Pindaros, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes kamen nicht wieder; aber noch gabs genialische Virtuosen wie Phylaxenos, die den Zustand der Auflösung und Gährung bezeichnen, welcher den Uebergang von der großen idealischen zur zierlichen gelehrten Poesie der Hellenen bildet. Ein Mittelpunkt für diese war Alexandrien. Doch nicht hier allein blühte ein classisches Siebengehirn tragischer Dichter; auch auf der attischen Bühne glänzte eine Schaar von Virtuosen, und wenn gleich die Dichtkünstler in allen Gattungen Versuche in Menge machten, jede alte Form nachzubilden oder umzugestalten, so war es doch die dramatische Gattung vor allen, in welcher sich die noch übrige Erfindungskraft dieses Zeitalters durch eine reiche Fülle der sinnreichsten und oft seltsamen neuen Verbindungen und Zusammensetz-

jungen zeigte, theils im Ernst, theils zur Parodie. Doch blieb es auch wohl in dieser Gattung beym Zierlichen, Geistvollen, Künstlichen, wie in den andern, unter denen wir nur das Idyllion, als eine eigenthümliche Form dieses Zeitalters erwähnen; eine Form, deren Eigenthümliches aber fast nur im Formlosen besteht. Im Rhythmus und manchen Wendungen der Sprache und Darstellungsart folgt es einigermaßen dem epischen Styl; in der Handlung und im Gespräch den dorischen Mimen von einzelnen Scenen aus dem gefelligen Leben in der lokalsten Farbe; im Wechselgesange den kunstlosen Liedern der Hirten; im erotischen Geist gleicht es der Elegie und dem Epigramm dieser Zeit, wo dieser Geist selbst in epische Werke einfloß, deren viele jedoch fast nur Form waren, wo der Künstler in der didaskalischen Gattung zu zeigen suchte, daß seine Darstellung auch den schwierigsten trockensten Stoff bestiegen könne; in der mythischen hingegen, daß man auch den seltensten kenne, und auch den ältesten ausgebildetsten neu zu verjüngen und feiner umzubilden wisse; oder in zierlichen Parodien mit einem nur scheinbaren Objekt spielte. Ueberhaupt ging die Poesie dieser Zeit entweder auf die Künstlichkeit der Form, oder auf den sinnlichen Reiz des Stoffs, der selbst in der neuen attischen Komödie herrschte; aber das wolküstigste ist verloren.

Nachdem auch die Nachahmung erschöpft war, begnügte man sich neue Kränze aus den alten Blumen zu flechten, und Anthologien sind es, welche die hellenische Poesie beschließen.

Die Römer hatten nur einen kurzen Anfall von Poesie, während dessen sie mit großer Kraft kämpften und strebten, sich die Kunst ihrer Vorbilder anzueignen. Sie erhielten dieselben zunächst aus den Händen der Alexandriner; daher herrscht das Erotische und Gelehrte in ihren Werken, und muß auch, was die Kunst betrifft, der Gesichtspunkt bleiben, sie zu würdigen. Denn der Verständige läßt jedes Gebildete in seiner Sphäre, und beurtheilt es nur nach seinem eignen Ideale. Zwar erscheint Horatius in jeder Form interessant, und einen Menschen von dem Werth dieses Römers würden wir vergeblich unter den spätern Hellenen suchen; aber dieses allgemeine Interesse an ihm selbst ist mehr ein romantisches als ein Kunsturtheil, welches ihn nur in der Satire hoch stellen kann. Eine herrliche Erscheinung ist's wenn die römische Kraft mit der hellenischen Kunst bis zur Verschmelzung Eins wird. So bildete Propertius eine große Natur durch die gelehrteste Kunst; der Strom inniger Liebe quoll mächtig aus seiner treuen Brust. Er darf uns über den Verlust hellenischer Elegiker trösten, wie Lucretius über den des Empedokles.

Während einiger Menschenalter wollte alles dichten in Rom, und jeder glaubte, er müsse die Musen begünstigen und ihnen wieder aufhelfen; und das nannten sie ihre goldne Zeit der Poesie. Gleichsam die taube Blüthe in der Bildung dieser Nation. Die Modernen sind ihnen darin gefolgt; was unter Augustus und Maecenas geschah, war eine Vorbedeutung auf die Cinquecentisten Italiens. Ludwig der vier-

zehnte versuchte denselben Frühling des Geistes in Frankreich zu erzwingen, auch die Engländer kamen überein, den Geschmack unter der Königin Anna für den besten zu halten, und keine Nation wollte fernerhin ohne ihr goldnes Zeitalter bleiben; jedes folgende war leerer und schlechter noch als das vorhergehende, und was sich die Deutschen zuletzt als golden eingezeichnet haben, verbietet die Würde dieser Darstellung näher zu bezeichnen.

Ich kehre zurück zu den Römern. Sie hatten, wie gesagt, nur einen Anfall von Poesie, die ihnen eigentlich stets widernatürlich blieb. Einheimisch waren ihnen nur die Poesie der Urbanität, und mit der einzigen Satire haben sie das Gebiet der Kunst bereichert. Es nahm dieselbe unter jedem Meister eine neue Gestalt an, indem sich der große alte Styl der römischen Gefelligkeit und des römischen Witzes bald die classische Kühnheit des Archilochos und der alten Komödie aneignete, bald aus der sorglosen Leichtigkeit eines Improvisators zur saubersten Eleganz eines correcten Hellenen bildete, bald mit Stoischem Sinn und im gediegensten Styl zur großen alten Weise der Nation zurückkehrte, bald sich der Begeisterung des Hasses überließ. Durch die Satire erscheint in neuem Glanz, was noch von der Urbanität der ewigen Roma im Catullus lebt, im Martialis, oder sonst einzeln und zerstreut. Die Satire giebt uns einen römischen Standpunkt für die Produkte des römischen Geistes.

Nachdem die Kraft der Poesie so schnell erloschen als zuvor gewachsen war, nahm der Geist der Mens-

schen eine andre Richtung, die Kunst verschwand im Gedränge der alten und der neuen Welt, und über ein Jahrtausend verstrich, ehe wieder ein großer Dichter im Occident aufstand. Wer Talent zum Reden hatte, widmete sich bey den Römern gerichtlichen Geschäften, und wenn er ein Hellene war, hielt er populäre Vorlesungen über allerley Philosophie. Man begnügte sich, die alten Schätze jeder Art zu erhalten, zu sammeln, zu mischen, abzukürzen und zu verderben; und wie in andern Zweigen der Bildung, so zeigt sich auch in der Poesie nur selten eine Spur von Originalität, einzeln und ohne Nachdruck; nirgends ein Künstler, kein classisches Werk in so langer Zeit. Dagegen war die Erfindung und Begeisterung in der Religion um so reger; in der Ausbildung der neuen, in den Versuchen zur Umbildung der alten, in der mystischen Philosophie müssen wir die Kraft jener Zeit suchen, die in dieser Rücksicht groß war, eine Zwischenwelt der Bildung, ein fruchtbares Chaos zu einer neuen Ordnung der Dinge, das wahre Mittelalter.

Mit den Germaniern strömte ein unverdorbener Felsenquell von neuem Helbengefang über Europa, und als die wilde Kraft der Gothischen Dichtung durch Einwirkung der Araber mit einem Nachhall von den reizenden Wundermärchen des Orients zusammentraf, blühte an der südlichen Küste gegen das Mittelmeer ein fröhliches Gewerbe von Erfindern lieblicher Gesänge und seltsamer Geschichten, und bald in dieser Gestalt verbreitete sich mit der heiligen

lateinischen Legende auch die weltliche Romanze, von Liebe und von Waffen singend.

Die katholische Hierarchie war unterdessen ausgewachsen; die Jurisprudenz und die Theologie zeigte manchen Rückweg zum Alterthum. Diesen betrat, Religion und Poesie verbindend, der große Dante, der heilige Stifter und Vater der modernen Poesie. Von den Altvordern der Nation lernte er das eigenste und sonderbarste, das heiligste und das süßeste der neuen gemeinen Mundart zu classischer Würde und Kraft zusammenzudrängen, und so die provenzalische Kunst der Reime zu veredeln; und da ihm nicht bis zur Quelle zu steigen vergönnt war, konnten ihm auch Römer den allgemeinen Gedanken eines großen Werkes von geordnetem Gliederbau mittelbar anregen. Mächtig faßte er ihn, in Einen Mittelpunkt drängte sich die Kraft seines erfindsamen Geistes zusammen, in Einem ungeheuren Gedicht umfaßte er mit starken Armen seine Nation und sein Zeitalter, die Kirche und das Kaiserthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelsten und des Schändlichsten was er gesehn, des Größten und des Seltsamsten, was er ersinnen konnte; die offenherzigste Darstellung seiner selbst und seiner Freunde, die herrlichste Verherrlichung der Geliebten; alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unsichtbare.

Petrarca gab der Canzone und dem Sonett Vollendung und Schönheit. Seine Gesänge sind der Geist seines Lebens, und ein Hauch befeelt und bildet sie zu

Einem untheilbaren Werk; die ewige Roma auf Erden und Madonna im Himmel als Widerschein der einzigen Laura in seinem Herzen versinnlichen und halten in schöner Freyheit die geistige Einheit des ganzen Gedichts. Sein Gefühl hat die Sprache der Liebe gleichsam erfunden, und gilt nach Jahrhunderten noch bey allen Edlen, wie Boccaccio's Verstand eine unverstiegbare Quelle merkwürdiger meistens wahrer und sehr gründlich ausgearbeiteter Geschichten für die Dichter jeder Nation stiftete, und durch kraftvollen Ausdruck und großen Periodenbau die Erzählungs-Sprache der Conversazion zu einer soliden Grundlage für die Prosa des Romans erhob. So streng in der Liebe Petrarca's Reinheit, so materiell ist Boccaccio's Kraft, der es lieber wählte, alle reizende Frauen zu trösten, als eine zu vergöttern. In der Canzone durch fröhliche Anmuth und geselligen Scherz nach dem Meister neu zu seyn, gelang ihm glücklicher als diesem, in der Vision und Terzine dem großen Dante ähnlich zu werden.

Diese drey sind die Häupter vom alten Styl der modernen Kunst; ihren Werth soll der Kenner verstehen, dem Gefühl des Liebhabers bleibt grade das Beste und Eigenste in ihnen hart oder doch fremd.

Aus solchen Quellen entsprungen, konnte bey der vorgezognen Nation der Italiäner der Strom der Poesie nicht wieder verstiegen. Jene Erfinder zwar ließen keine Schule sondern nur Nachahmer zurück: dagegen entstand schon früh ein neues Gewächs. Man wandte die Form und Bildung der nun wieder

zur Kunst geworden Poesie auf den abentheuerlichen Stoff der Nitterbücher an, und so entstand das Romanzo der Italiäner, ursprünglich schon zu geselligen Vorlesungen bestimmt, und die alterthümlichen Wundergeschichten durch einen Anhauch von geselligem Wit und geistiger Würze zur Groteske laut oder leise verwandelnd. Doch ist dieses Groteske selbst im Ariosto, der das Romanzo wie Boyardo mit Novellen, und nach dem Geist seiner Zeit mit schönen Blüthen aus den Alten schmückte, und in der Stanze eine hohe Unmuth erreichte, nur einzeln, nicht im Ganzen, das kaum diesen Namen verdient. Durch diesen Vorzug und durch seinen hellen Verstand steht er über seinem Vorgänger; die Fülle klarer Bilder und die glückliche Mischung von Scherz und Ernst macht ihn zum Meister und Urbilde in leichter Erzählung und sinnlichen Fantasten. Der Versuch, das Romanzo durch einen würdigen Gegenstand und durch classische Sprache zur antiken Würde der Epopöe zu erheben, das man sich als ein großes Kunstwerk aller Kunstwerke für die Nation, und nach seinem allegorischen Sinn noch besonders für die Gelehrten dachte, blieb, so oft er auch wiederholt wurde, nur ein Versuch, der den rechten Punkt nicht treffen konnte. Auf einem andern ganz neuen, aber nur einmal anwendbaren Wege gelang es dem Guarini, im Pastorfido, dem größten ja einzigen Kunstwerke der Italiäner nach jenen Großen, den romantischen Geist und die classische Bildung zur schönsten Harmonie zu verschmelzen, wo-

durch er auch dem Sonett neue Kraft und neuen Reiz gab.

Die Kunstgeschichte der Spanier, die mit der Poesie der Italiäner aufs innigste vertraut waren, und die der Engländer, deren Sinn damals für das Romantische, was etwa durch die dritte vierte Hand zu ihnen gelangte, sehr empfänglich war, drängt sich zusammen in die von der Kunst zweyer Männer, des Cervantes und Shakspeare, die so groß waren, daß alles übrige gegen sie nur vorbereitende, erklärende, ergänzende Umgebung scheint. Die Fülle ihrer Werke und der Stufengang ihres unermesslichen Geistes wäre allein Stoff für eine eigne Geschichte. Wir wollen nur den Faden derselben andeuten, in welche bestimmte Massen das Ganze zerfällt, oder wo man wenigstens einige feste Punkte und die Richtung sieht.

Da Cervantes zuerst die Feder statt des Degens ergriff, den er nicht mehr führen konnte, dichtete er die Galatea, eine wunderbar große Composition von ewiger Musik der Fantasie und der Liebe, den zartesten und lieblichsten aller Romane; außerdem viele Werke, so die Bühne beherrschten, und wie die göttliche Numancia des alten Rotherns würdig waren. Dieses war die erste große Zeit seiner Poesie; ihr Charakter war hohe Schönheit, ernst aber lieblich.

Das Hauptwerk seiner zweyten Manier ist der erste Theil des Don Quixote, in welchem der fantastische Witz und eine verschwenderische Fülle kühner Erfindung herrschen. Im gleichen Geist und wahrcheinlich auch um dieselbe Zeit dichtete er auch viele
seiner

seiner Novellen, besonders die komischen. In den letzten Jahren seines Lebens gab er dem herrschenden Geschmack im Drama nach, und nahm es aus diesem Grunde zu nachlässig; auch im zweyten Theil des Don Quixote nahm er Rücksicht auf Urtheile; es blieb ihm ja doch frey, sich selbst zu genügen, und diese an die erste überall angebildete Masse des einzig in zwey getrennten und aus zweyen verbundenen Werks, das hier gleichsam in sich selbst zurückkehrt, mit unergründlichem Verstand in die tiefste Tiefe auszuarbeiten. Den großen Perfiles dichtete er mit sinnreicher Künstlichkeit in einer ernsten, dunkeln Manier nach seiner Idee vom Roman des Heliodor; was er noch dichten wollte, vermuthlich in der Gattung des Ritterbuchs und des dramatisirten Romans, so wie den zweyten Theil der Galatea zu vollenden, verhinderte ihn der Tod.

Vor Cervantes war die Prosa der Spanier im Ritterbuch auf eine schöne Art alterthümlich, im Schäferroman blühend, und ahnte im romantischen Drama das unmittelbare Leben in der Sprache des Umgangs scharf und genau nach. Die lieblichste Form für zarte Lieder, voll Musik oder sinnreicher Ländelei, und die Romanze, gemacht um mit Adel und Einfach edle und rührende alte Geschichte ernst und treu zu erzählen, waren von Alters her in diesem Lande einheimisch. Weniger war dem Shakspeare vorgearbeitet; fast nur durch die bunte Mannichfaltigkeit der Engländischen Bühne, für die bald Gelehrte, bald Schauspieler, Vornehme und Hofnarren arbeiteten, wo Mysterien aus der Kindheit des Schauspiels oder

altenglische Poffen mit fremden Novellen, mit vaterländischen Historien und andern Gegenständen wechselt; in jeder Manier und in jeder Form, aber nichts was wir Kunst nennen dürften. Doch war es für den Effekt und selbst für die Gründlichkeit ein glücklicher Umstand, daß früh schon Schauspieler für die Bühne arbeiteten, die doch durchaus nicht auf den Glanz der äußern Erscheinung berechnet war, und daß im historischen Schauspiel die Einerleyheit des Stoffs, den Geist des Dichters und des Zuschauers auf die Form lenken mußte.

Shakspeare's frühesten Werke *) müssen mit dem Auge betrachtet werden, mit welchem der Kenner die Alterthümer der italiänischen Mahlerkunst verehrt. Sie sind ohne Perspektive und andre Vollendung, aber gründlich, groß und voll Verstand, und in ihrer Gattung nur durch die Werke aus der schönsten Manier desselben Meisters übertroffen. Wir rechnen dahin den *Locrinus*, wo der höchste *Rothurn* in Gothischer Mundart mit der verben altenglischen Lustigkeit grell verbunden ist, den göttlichen *Perikles*, und andre Kunstwerke des einzigen Meisters, die der Ubertwiz seichter Schriftgelehrten ihm gegen alle Geschichte abgesprochen, oder die Dummheit derselben nicht anerkannt hat. Wir

*) Ueber die sogenannten unächtten Stücke von Shakspeare und die Beweise ihrer Aechtheit dürfen wir den Freunden des Dichters eine ausführliche Untersuchung von *Lieck* versprechen, dessen gelehrte Kenntniß und originelle Ansicht derselben die Aufmerksamkeit des Verfassers zuerst auf jene interessante kritische Frage lenkte.

sehen, daß diese Produkte früher sind als der *Abonis* und die *Sonette*, weil keine Spur darin ist von der süßen lieblichen Bildung, von dem schönen Geiste, der mehr oder minder in allen spätern Dramen des Dichters athmet, am meisten in denen der höchsten Blüthe. Liebe, Freundschaft und edle Gesellschaft wirkten nach seiner Selbstdarstellung eine schöne Revolution in seinem Geiste; die Bekanntschaft mit den zärtlichen Gedichten des bey den Vornehmen beliebten *Spenser* gab seinem neuen romantischen Schwunge Nahrung, und dieser mochte ihn zur Lectüre der *Novellen* führen, die er mehr als zuvor geschehn war, für die Bühne mit dem tiefsten Verstande umbildete, neu construirte und fantastisch reizend dramatisirte. Diese Ausbildung floß nun auch auf die historischen Stücke zurück, gab ihnen mehr Fülle, Anmuth und Wiß, und hauchte allen seinen Dramen den romantischen Geist ein, der sie in Verbindung mit der tiefen Gründlichkeit am eigensten charakterisirt, und sie zu einer romantischen Grundlage des modernen Drama constituirte, die dauerhaft genug ist für ewige Zeiten.

Von den zuerst dramatisirten *Novellen* erwähnen wir nur den *Romeo und Love's labour's lost*, als die lichtesten Punkte seiner jugendlichen Fantasie, die am nächsten an *Abonis* und die *Sonette* gränzen. In drey Stücken von *Heinrich dem Sechsten* und *Richard dem Dritten* sehn wir einen stätigen Uebergang aus der ältern noch nicht romantisirten Manier in die große. An diese Masse adstruirte er die von *Richard dem Zweyten* bis *Heinrich dem Fünften*; und dieses

Werk ist der Gipfel seiner Kraft. Im Macbeth und Lear sehn wir die Gränzzeichen der männlichen Reife und der Hamlet schwebt unauf löslich im Uebergang von der Novelle zu dem was diese Tragödien sind. Für die letzte Epoche erwähnen wir den Sturm, Othello und die römischen Stücke; es ist unermesslich viel Verstand darin, aber schon etwas von der Kälte des Alters.

Nach dem Tode dieser Großen erlosch die schöne Fantasie in ihren Ländern. Merkwürdig genug bildete sich nun so gleich die bis dahin roh aebliene Philosophie zur Kunst, erregte den Enthusiasmus herrlicher Männer und zog ihn wieder ganz an sich. In der Poesie dagegen gab es zwar vom Lope de Vega bis zum Gozzi manche schätzbare Virtuosen, aber doch keine Poeten, und auch jene nur für die Bühne. Uebrigens wuchs die Fülle der falschen Tendenzen in allen gelehrten und populären Gattungen und Formen immer mehr. Aus oberflächlichen Abstractionen und Rasonnements, aus dem mißverstandenen Alterthum und dem mittelmäßigen Talent entstand in Frankreich ein umfassendes und zusammenhängendes System von falscher Poesie, welches auf einer gleich falschen Theorie der Dichtkunst ruhte; und von hier aus verbreitete sich diese schwächliche Geisteskrankheit des sogenannten guten Geschmacks fast über alle Länder Europa's. Die Franzosen und die Engländer constituirten sich nun ihre verschiedenen goldenen Zeitalter, und wählten sorgfältig als würdige Repräsentanten der Nation im Pantheon des Ruhms ihre Zahl von Classikern aus

Schriftstellern, die sämmtlich in einer Geschichte der Kunst keine Erwähnung finden können.

Indessen erhielt sich doch auch hier wenigstens eine Tradition, man müsse zu den Alten und zur Natur zurückkehren, und dieser Funken zündete bey den Deutschen, nachdem sie sich durch ihre Vorbilder allmählig durchgearbeitet hatten. Winkelmann lehrte das Alterthum als ein Ganzes betrachten, und gab das erste Beyspiel, wie man eine Kunst durch die Geschichte ihrer Bildung begründen solle. Goethe's Universalität gab einen milden Widerschein von der Poesie fast aller Nationen und Zeitalter; eine unerschöpflich lehrende Suite von Werken, Studien, Skizzen, Fragmenten, Versuchen in jeder Gattung und in den verschiedensten Formen. Die Philosophie gelangte in wenigen kühnen Schritten dahin, sich selbst und den Geist des Menschen zu verstehen, in dessen Tiefe sie den Urquell der Fantasie und das Ideal der Schönheit entdeckten, und so die Poesie deutlich anerkennen mußte, deren Wesen und Daseyn sie bisher auch nicht geahndet hatte. Philosophie und Poesie, die höchsten Kräfte des Menschen, die selbst zu Athen jede für sich in der höchsten Blüthe doch nur einzeln wirkten, greifen nun in einander, um sich in ewiger Wechselwirkung gegenseitig zu beleben und zu bilden. Das Uebersetzen der Dichter und das Nachbilden ihrer Rhythmen ist zur Kunst und die Kritik zur Wissenschaft geworden, die alte Irrthümer vernichtet und neue Ausichten in die Kenntniß des Alterthums eröff-

net, in deren Hintergrunde sich eine vollendete Geschichte der Poesie zeigt.

Es fehlt nichts, als daß die Deutschen diese Mittel ferner brauchen, daß sie dem Vorbilde folgen, was Goethe aufgestellt hat, die Formen der Kunst überall bis auf den Ursprung erforschen, um sie neu beleben oder verbinden zu können, und daß sie auf die Quellen ihrer eignen Sprache und Dichtung zurückgehn, und die alte Kraft, den hohen Geist wieder frey machen, der noch in den Urkunden der vaterländischen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zum Flammring und Beckherlin bis jetzt verkannt schlummert: so wird die Poesie, die bey keiner modernen Nation so ursprünglich ausgearbeitet und vortrefflich erst eine Sage der Helden, dann ein Spiel der Ritter, und endlich ein Handwerk der Bürger war, nun auch bey eben derselben eine gründliche Wissenschaft wahrer Gelehrten und eine tüchtige Kunst erfindsamer Dichter seyn und bleiben.

Camilla. Sie haben die Franzosen ja fast gar nicht erwähnt.

Andrea. Es ist ohne besondere Absicht geschehn; ich fand eben keine Veranlassung.

Antonio. Er hätte an dem Beyspiel der großen Nation wenigstens zeigen können, wie man eine seyn kann, ohne alle Poesie.

Camilla. Und darstellen wie man ohne Poesie lebt.

Ludoviko. Er hat mir durch diese Lücke auf eine indirekte Art mein polemisches Werk über die Theorie der falschen Poesie vorwegnehmen wollen.

Andrea. Es wird nur auf Sie ankommen, so habe ich, was Sie thun wollen nur leise angekündigt.

Lothario. Da Sie bey Erwähnung der Uebergänge aus Poesie in Philosophie und aus Philosophie in Poesie, des Plato als Dichter erwähnten, wofür die Muse Ihnen lohne, horchte ich nachher auch auf den Namen des Tacitus. Diese durchgebildete Vollendung des Styls, diese gediegene und helle Darstellung, die wir in den großen Historien des Alterthums finden, sollte dem Dichter ein Urbild seyn. Ich bin überzeugt, dieses große Mittel ließe sich noch gebrauchen.

Marcus. Und vielleicht ganz neu anwenden.

Amalia. Wenn das so fortgeht, wird sich uns, ehe wirs uns versehen, eins nach dem andern in Poesie verwandeln. Ist denn alles Poesie?

Lothario. Jede Kunst und jede Wissenschaft die durch die Rede wirkt, wenn sie als Kunst um ihrer selbst willen geübt wird, und wenn sie den höchsten Gipfel erreicht, erscheint als Poesie.

Ludoviko. Und jede, die auch nicht in den Worten der Sprache ihr Wesen treibt, hat einen unsichtbaren Geist, und der ist Poesie.

Marcus. Ich stimme in vielen ja fast in den meisten Punkten mit Ihnen überein. Nur wünschte ich, Sie hätten noch mehr Rücksicht auf die Dichtarten genommen; oder um mich besser auszudrücken, ich

wünschte, daß eine bestimmtere Theorie derselben aus Ihrer Darstellung hervorginge.

Andrea. Ich habe mich in diesem Stück ganz in den Gränzen der Geschichte halten wollen.

Ludoviko. Sie könnten sich immerhin auch auf die Philosophie berufen. Wenigstens habe ich noch in keiner Eintheilung den ursprünglichen Gegensatz der Poesie so wiedergefunden, als in Ihrer Gegeneinanderstellung der epischen und der jambischen Dichtungsart.

Andrea. Die doch nur historisch ist.

Lothario. Es ist natürlich, daß wenn die Poesie auf eine so große Weise entsteht, wie in jenem glücklichen Lande, sie sich auf zwiefache Art äußert. Sie bildet entweder eine Welt aus sich heraus, oder sie schleift sich an die äußre, welches im Anfang nicht durch Idealisiren sondern auf eine feindliche und harte Art geschehen wird. So erkläre ich mir die epische und die jambische Gattung.

Amalia. Mich schauderts immer, wenn ich ein Buch aufschlage, wo die Fantasie und ihre Werke Rubrikentweise classificirt werden.

Marcus. Solche verabscheuungswürdige Bücher wird Ihnen niemand zumuthen zu lesen. Und doch ist eine Theorie der Dichtarten grade das, was uns fehlt. Und was kann sie anders seyn als eine Classification, die zugleich Geschichte und Theorie der Dichtkunst wäre?

Ludoviko. Sie würde uns darstellen wie und auf welche Weise die Fantasie eines — erdichteten

Dichters, der, als Urbild, der Dichter aller Dichter wäre, sich kraft ihrer Thätigkeit durch diese selbst nothwendig beschränken und theilen muß.

Amalia. Wie kann aber dieses künstliche Wesen zur Poesie dienen?

Lothario. Sie haben bis jetzt eigentlich wenig Ursache, Amalia, über dergleichen künstliches Wesen bey Ihren Freunden zu klagen. Es muß noch ganz anders kommen, wenn die Poesie wirklich ein künstliches Wesen werden soll.

Marcus. Ohne Absonderung findet keine Bildung Statt, und Bildung ist das Wesen der Kunst. Also werden Sie jene Eintheilungen wenigstens als Mittel gelten lassen.

Amalia. Diese Mittel werfen sich oft zum Zweck auf, und immer bleibt es ein gefährlicher Umweg, der gar zu oft den Sinn für das Höchste tödtet, ehe das Ziel erreicht ist.

Ludoviko. Der rechte Sinn läßt sich nicht tödten.

Amalia. Und welche Mittel zu welchem Zweck? Es ist ein Zweck, den man nur gleich oder nie erreichen kann. Jeder freye Geist sollte unmittelbar das Ideal ergreifen und sich der Harmonie hingeben, die er in seinem Innern finden muß, sobald er sie da suchen will.

Ludoviko. Die innere Vorstellung kann nur durch die Darstellung nach außen, sich selbst klarer und ganz lebendig werden.

Marcus. Und Darstellung ist Sache der Kunst, man stelle sich wie man auch wolle.

Antonio. Nun so sollte man die Poesie auch als Kunst behandeln. Es kann wenig fruchten, sie in einer kritischen Geschichte so zu betrachten, wenn die Dichter nicht selbst Künstler und Meister sind, mit sichern Werkzeugen zu bestimmten Zwecken auf beliebige Weise zu verfahren.

Marcus. Und warum sollten sie das nicht? Freylich müssen sie es und werden es auch. Das wesentlichste sind die bestimmten Zwecke, die Absonderung wodurch allein das Kunstwerk Umriss erhält und in sich selbst vollendet wird. Die Fantasie des Dichters soll sich nicht in eine chaotische Ueberhauptspoesie ergießen, sondern jedes Werk soll der Form und der Gattung nach einen durchaus bestimmten Charakter haben.

Antonio. Sie zielen schon wieder auf Ihre Theorie der Dichtarten. Wären Sie nur erst damit im Reinen.

Lothario. Es ist nicht zu tadeln, wenn unser Freund auch noch so oft darauf zurückkommt. Die Theorie der Dichtungsarten würde die eigenthümliche Kunstlehre der Poesie seyn. Ich habe oft im Einzelnen bestätigt gefunden, was ich im Allgemeinen schon wußte: daß die Principien des Rhythmus und selbst der gereimten Sylbenmaße musikalisch sind; was in der Darstellung von Charakteren, Situationen, Leidenschaften das Wesentliche, Innere ist, der Geist, dürfte in den bildenden und zeichnenden Künsten einheimisch

seyn. Die Diction selbst, obgleich sie schon unmittelbarer mit dem eigenthümlichen Wesen der Poesie zusammenhängt, ist ihr mit der Rhetorik gemein. Die Dichtungsarten sind eigentlich die Poesie selbst.

Marcus. Auch mit einer bündigen Theorie derselben bliebe noch vieles zu thun übrig, oder eigentlich alles. Es fehlt nicht an Lehren und Theorien, daß und wie die Poesie eine Kunst seyn und werden solle. Wird sie es aber dadurch wirklich? — Dieß könnte nur auf dem praktischen Wege geschehn, wenn mehre Dichter sich vereinigten eine Schule der Poesie zu stiften, wo der Meister den Lehrling wie in andern Künsten tüchtig angriffe und wacker plagte, aber auch im Schweiß seines Angesichts ihm eine solide Grundlage als Erbschaft hinterlasse, auf die der Nachfolger dadurch von Anfang an im Vortheil nun immer größer und kühner fortbauen dürfte, um sich endlich auf der stolzesten Höhe frey und mit Leichtigkeit zu bewegen.

Andrea. Das Reich der Poesie ist unsichtbar. Wenn ihr nur nicht auf die äußre Form seht, so könnt ihr eine Schule der Poesie in ihrer Geschichte finden, größer als in irgend einer andern Kunst. Die Meister aller Zeiten und Nationen haben uns vorgearbeitet, uns ein ungeheures Capital hinterlassen. Dieß in der Kürze zu zeigen, war der Zweck meiner Vorlesung.

Antonio. Auch unter uns und ganz in der Nähe fehlt es nicht an Beyspielen, daß ein Meister, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, den Nachfolgern gewaltig vorarbeitet. Wenn Rosens eigne Gedichte längst aus der Reihe der Dinge verschwun-

den sind, wird sein Verdienst als Uebersetzer und Sprachkünstler, der eine neue Gegend mit unsäglicher Kraft und Ausdauer urbar gemacht, um so heller glänzen, je mehr seine vorläufigen Arbeiten durch nachfolgende, bessere übertroffen werden, weil man dann einsehen wird, daß diese nur durch jene möglich gemacht worden waren.

Marcus. Bey den Alten gab es auch im eigentlichen Sinne Schulen der Poesie. Und ich will es nicht leugnen, ich hege die Hoffnung, daß dieß noch jetzt möglich sey. Was ist wohl ausführbarer, und was zugleich wünschenswürdiger, als ein gründlicher Unterricht in der metrischen Kunst? Aus dem Theater kann gewiß nicht eher etwas rechtes werden, bis ein Dichter das Ganze dirigirt, und viele in einem Geiste dafür arbeiten. Ich deute nur auf einige Wege zur Möglichkeit, meine Idee auszuführen. Es könnte in der That das Ziel meines Ehrgeizes seyn, eine solche Schule zu vereinigen, und so wenigstens einige Arten und einige Mittel der Poesie in einen gründlichen Zustand zu bringen.

Amalia. Warum wieder nur Arten und Mittel? — Warum nicht die ganze eine und untheilbare Poesie? — Unser Freund kann gar nicht von seiner alten Unart lassen; er muß immer sondern und theilen, wo doch nur das Ganze in ungetheilter Kraft wirken und befriedigen kann. Und ich hoffe, Sie werden doch Ihre Schule nicht so ganz allein stiften wollen?

Camilla. Sonst mag er auch sein eigener Schü-

ler bleiben, wenn er allein der Meister seyn will. Wir wenigstens werden uns auf die Art nicht in die Lehre geben.

Antonio. Mein gewiß, Sie sollen nicht von einem Einzelnen allein despotisirt werden, liebe Freundin; wir müssen Sie alle nach Gelegenheit belehren dürfen. Wir wollen alle Meister und Schüler zugleich seyn, bald dieses bald jenes wie es sich trifft. Und mich wird wohl das letzte am häufigsten treffen. Doch wäre ich gleich dabey, ein Schutz- und Trutzbündniß von und für die Poesie einzugehn, wenn ich nur die Möglichkeit einer solchen Kunstschule derselben einsehn könnte.

Ludoviko. Die Wirklichkeit würde das am besten entscheiden.

Antonio. Es müßte zuvor untersucht und ins Reine gebracht werden, ob sich Poesie überhaupt lehren und lernen läßt.

Lothario. Wenigstens wird es eben so begreiflich seyn, als daß sie überhaupt durch Menschenwitz und Menschenkunst aus der Tiefe ans Licht gelockt werden kann. Ein Wunder bleibt es doch; ihr mögt euch stellen wie ihr wollt.

Ludoviko. So ist es. Sie ist der edelste Zweig der Magie, und zur Magie kann der isolirte Mensch sich nicht erheben; aber wo irgend Menschentrieb durch Menscheng Geist verbunden zusammenwirkt, da regt sich magische Kraft. Auf diese Kraft habe ich gerechnet; ich fühle den geistigen Hauch wehen in der Mitte der Freunde; ich lebe nicht in Hoffnung sondern in Zu-

versicht der neuen Morgenröthe, der neuen Poesie. Das übrige hier auf diesen Blättern, wenn es jetzt Zeit ist.

Antonio. Lassen Sie uns hören. Ich hoffe, wir finden in dem was Sie uns geben wollen, einen Gegensatz für Andrea's Epochen der Dichtkunst. So können wir dann eine Ansicht und eine Kraft als Hebel für die andre gebrauchen, und über beyde desto freyer und eingreifender disputiren, und wieder auf die große Frage zurückkommen, ob sich Poesie lehren und lernen läßt.

Camilla. Es ist gut, daß Ihr endlich ein Ende macht. Ihr wollt eben alles in die Schule nehmen und seyd nicht einmal Meister über die Lebensarten, die Ihr führt; so daß ich nicht übel Lust hätte, mich zur Präsidentin zu constituiren und Ordnung im Gespräch zu schaffen.

Antonio. Nachher wollen wir Ordnung halten, und im Nothfalle an Sie appelliren. Jetzt lassen Sie uns hören.

Ludoviko. Was ich Euch zu geben habe und was mir sehr an der Zeit schien, zur Sprache zu bringen, ist eine

Rede über die Mythologie.

Bei dem Ernst, mit dem Ihr die Kunst verehrt, meine Freunde, will ich Euch auffordern, Euch selbst zu fragen: Soll die Kraft der Begeisterung auch in

der Poesie sich immerfort einzeln versplittern und wenn sie sich müde gekämpft hat gegen das widrige Element, endlich einsam verstummen? Soll das höchste heilige immer namenlos und formlos bleiben, im Dunkel dem Zufall überlassen? Ist die Liebe wirklich unüberwindlich, und giebt es wohl eine Kunst, die den Namen verdiente, wenn diese nicht die Gewalt hat, den Geist der Liebe durch ihr Zaubervort zu fesseln, daß er ihr folge und auf ihr Geheiß und nach ihrer nothwendigen Willkühr die schönen Bildungen beseelen muß? —

Ihr vor allen müßt wissen, was ich meyne. Ihr habt selbst gedichtet, und Ihr müßt es oft im Dichten gefühlt haben, daß es Euch an einem festen Halt für Euer Wirken gebrach, an einem mütterlichen Boden, einem Himmel, einer lebendigen Luft.

Aus dem Innern herausarbeiten das alles muß der moderne Dichter, und viele haben es herrlich gethan, aber bis jetzt nur jeder allein, jedes Werk wie eine neue Schöpfung von vorn an aus Nichts.

Ich gehe gleich zum Ziel. Es fehlt, behaupte ich, unsrer Poesie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die der Alten war, und alles Wesentliche, worin die moderne Dichtkunst der antiken nachsteht, läßt sich in die Worte zusammenfassen: Wir haben keine Mythologie. Aber setze ich hinzu, wir sind nahe daran eine zu erhalten, oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine hervorzubringen.

Denn auf dem ganz entgegengesetzten Wege wird

sie uns kommen, wie die alte ehemalige, überall die erste Blüthe der jugendlichen Fantasie, sich unmittelbar anschließend und anbildend an das nächste, lebendigste der sinnlichen Welt. Die neue Mythologie muß im Gegentheil aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muß das künstlichste aller Kunstwerke seyn, denn es soll alle andern umfassen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poesie und selbst das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt.

Ihr mögt wohl lächeln über dieses mystische Gedicht und über die Unordnung, die etwa aus dem Gedränge und der Fülle von Dichtungen entstehen dürfte. Aber die höchste Schönheit, ja die höchste Ordnung ist denn doch nur die des Chaos, nämlich eines solchen, welches nur auf die Berührung der Liebe wartet, um sich zu einer harmonischen Welt zu entfalten, eines solchen wie es auch die alte Mythologie und Poesie war. Denn Mythologie und Poesie, beyde sind Eins und unzertrennlich. Alle Gedichte des Alterthums schließen sich eines an das andre, bis sich aus immer größern Massen und Gliedern das Ganze bildet; alles greift in einander, und überall ist ein und derselbe Geist nur anders ausgedruckt. Und so ist es wahrlich kein leeres Bild, zu sagen: die alte Poesie sey ein einziges, untheilbares, vollendetes Gedicht. Warum sollte nicht wieder von neuem werden, was schon gewesen ist? Auf eine andre Weise versteht sich. Und warum nicht auf eine schönere, größere? —

Ich bitte Euch, nur dem Unglauben an die Möglichkeit

lichkeit einer neuen Mythologie nicht Raum zu geben. Die Zweifel von allen Seiten und nach allen Richtungen sollen mir willkommen seyn, damit die Untersuchung desto freyer und reicher werde. Und nun schenkt meinen Vermuthungen ein aufmerksames Gehör! Mehr als Vermuthungen kann ich Euch nach der Lage der Sache nicht geben wollen. Aber ich hoffe, diese Vermuthungen sollen durch euch selbst zu Wahrheiten werden. Denn es sind, wenn Ihr sie dazu machen wollt, gewissermaßen Vorschläge zu Versuchen.

Kann eine neue Mythologie sich nur aus der innersten Tiefe des Geistes wie durch sich selbst herausarbeiten, so finden wir einen sehr bedeutenden Wink und eine merkwürdige Bestätigung für das was wir suchen in dem großen Phänomen des Zeitalters, im Idealismus! Dieser ist auf eben die Weise gleichsam wie aus Nichts entstanden, und es ist nun auch in der Geisterwelt ein fester Punkt constituirt, von wo aus die Kraft des Menschen sich nach allen Seiten mit steigender Entwicklung ausbreiten kann, sicher sich selbst und die Rückkehr nie zu verlieren. Alle Wissenschaften und alle Künste wird die große Revolution ergreifen. Schon seht Ihr sie in der Physik wirken, in welcher der Idealismus eigentlich schon früher für sich ausbrach, ehe sie noch vom Zauberstabe der Philosophie berührt war. Und dieses wunderbare große Faktum kann Euch zugleich ein Wink seyn über den geheimen Zusammenhang und die innre Einheit des Zeitalters. Der Idealismus, in praktischer Ansicht

nichts anders als der Geist jener Revolution, die großen Maximen derselben, die wir aus eigener Kraft und Freiheit ausüben und ausbreiten sollen, ist in theoretischer Ansicht, so groß er sich auch hier zeigt, doch nur ein Theil, ein Zweig, eine Aeußerungsart von dem Phänomene aller Phänomene, daß die Menschheit aus allen Kräften ringt, ihr Centrum zu finden. Sie muß wie die Sachen stehn, untergehn oder sich verjüngen. Was ist wahrscheinlicher, und was läßt sich nicht von einem solchen Zeitalter der Verjüngung hoffen? — Das graue Alterthum wird wieder lebendig werden, und die fernste Zukunft der Bildung sich schon in Vorbedeutungen melden. Doch das ist nicht das, worauf es mir zunächst hier ankommt: denn ich möchte gern nichts überspringen und Euch Schritt vor Schritt bis zur Gewißheit der allerheiligsten Mysterien führen. Wie es das Wesen des Geistes ist, sich selbst zu bestimmen und im ewigen Wechsel aus sich heraus zu gehn und in sich zurückzukehren; wie jeder Gedanke nichts anders ist, als das Resultat einer solchen Thätigkeit: so ist derselbe Proceß auch im Ganzen und Großen jeder Form des Idealismus sichtbar, der ja selbst nur die Anerkennung jenes Selbstgesetzes ist, und das neue durch die Anerkennung verdoppelte Leben, welches die geheime Kraft desselben durch die unbeschränkte Fülle neuer Erfindung, durch die allgemeine Mittheilbarkeit und durch die lebendige Wirksamkeit aufs herrlichste offenbart. Natürlich nimmt das Phänomen in jedem Individuum eine andre Gestalt an, wo denn oft der Erfolg hinter unsrer Erwartung zurückbleiben muß. Aber was nothwendige Gesetze

für den Gang des Ganzen erwarten lassen, darin kann unsere Erwartung nicht getäuscht werden. Der Idealismus in jeder Form muß auf eine oder die andre Art aus sich herausgehn, um in sich zurückkehren zu können, und zu bleiben was er ist. Deswegen muß und wird sich aus seinem Schooß ein neuer eben so gränzenloser Realismus erheben; und der Idealismus also nicht bloß in seiner Entstehungsart ein Beispiel für die neue Mythologie, sondern selbst auf indirekte Art Quelle derselben werden. Die Spuren einer ähnlichen Tendenz könnt ihr schon jetzt fast überall wahrnehmen; besonders in der Physik, der es an nichts mehr zu fehlen scheint, als an einer mythologischen Ansicht der Natur.

Auch ich trage schon lange das Ideal eines solchen Realismus in mir, und wenn es bisher nicht zur Mittheilung gekommen ist, so war es nur, weil ich das Organ dazu noch suche. Doch weiß ich, daß ichs nur in der Poesie finden kann, denn in Gestalt der Philosophie oder gar eines Systems wird der Realismus nie wieder auftreten können. Und selbst nach einer allgemeinen Tradition ist es zu erwarten, daß dieser neue Realismus, weil er doch idealischen Ursprungs seyn, und gleichsam auf idealischem Grund und Boden schweben muß, als Poesie erscheinen wird, die ja auf der Harmonie des Ideellen und Reellen beruhen soll.

Spinoza, scheint mirs, hat ein gleiches Schicksal, wie der gute alte Saturn der Fabel. Die neuen Götter haben den Herrlichen vom hohen Thron der Wissen-

schaft herabgestürzt. In das heilige Dunkel der Fantasie ist er zurückgewichen, da lebt und haust er nun mit den andern Titanen in ehrwürdiger Verbannung. Haltet ihn hier! Im Gesang der Musen verschmelze seine Erinnerung an die alte Herrschaft in eine leise Sehnsucht. Er entkleide sich vom kriegerischen Schmuck des Systems, und theile dann die Wohnung im Tempel der neuen Poesie mit Homer und Dante und geselle sich zu den Laren und Hausfreunden jedes Gottbegeisterten Dichters.

In der That, ich begreife kaum, wie man ein Dichter seyn kann, ohne den Spinoza zu verehren, zu lieben und ganz der seinige zu werden. In Erfindung des Einzelnen ist Eure eigne Fantasie reich genug; sie anzuregen, zur Thätigkeit zu reizen und ihr Nahrung zu geben, nichts geschickter als die Dichtungen andrer Künstler. Im Spinoza aber findet Ihr den Anfang und das Ende aller Fantasie, den allgemeinen Grund und Boden, auf dem Euer Einzelnes ruht und eben diese Absonderung des Ursprünglichen, Ewigen der Fantasie von allem Einzelnen und Besondern muß Euch sehr willkommen seyn. Ergreift die Gelegenheit und schaut hin! Es wird Euch ein tiefer Blick in die innerste Werkstätte der Poesie gegönnt. Von der Art wie die Fantasie des Spinoza, so ist auch sein Gefühl. Nicht Reizbarkeit für dieses und jenes, nicht Leidenschaft die schwillt und wieder sinket; aber ein klarer Duft schwebt unsichtbar sichtbar über dem Ganzen, überall findet die ewige Sehnsucht einen Anklang aus

den Tiefen des einfachen Werks, welches in stiller Größe den Geist der ursprünglichen Liebe athmet.

Und ist nicht dieser milde Widerschein der Gottheit im Menschen die eigentliche Seele, der zündende Funken aller Poesie? — Das bloße Darstellen von Menschen, von Leidenschaften und Handlungen macht es wahrlich nicht aus, so wenig wie die künstlichen Formen; und wenn Ihr den alten Kram auch Millionenmal durch einander würfelt und über einander wälzt. Das ist nur der sichtbare äußere Leib, und wenn die Seele erloschen ist, gar nur der todte Leichnam der Poesie. Wenn aber jener Funken des Enthusiasmus in Werke ausbricht, so steht eine neue Erscheinung vor uns, lebendig und in schöner Glorie von Licht und Liebe.

Und was ist jede schöne Mythologie anders als ein hieroglyphischer Ausdruck der umgebenden Natur in dieser Verklärung von Fantasie und Liebe?

Einen großen Vorzug hat die Mythologie. Was sonst das Bewußtseyn ewig flieht, ist hier dennoch sinnlich geistig zu schauen, und festgehalten, wie die Seele in dem umgebenden Leibe, durch den sie in unser Auge schimmert, zu unserm Ohre spricht.

Das ist der eigentliche Punkt, daß wir uns wegen des Höchsten nicht so ganz allein auf unser Gemüth verlassen. Freylich, wenn es da trocken ist, dem wird es nirgends quillen; und das ist eine bekannte Wahrheit, gegen die ich am wenigsten gesonnen bin mich aufzulehnen. Aber wir sollen uns überall an das Gebildete anschließen und auch das Höchste durch die Berührung des Gleichartigen, Aehnlichen, oder bey

gleicher Würde Feindlichen entwickeln, entzünden, nähren, mit einem Worte bilden. Ist das Höchste aber wirklich keiner absichtlichen Bildung fähig; so laßt uns nur gleich jeden Anspruch auf irgend eine freye Ideenkunst aufgeben, die alsdann ein leerer Name seyn würde.

Die Mythologie ist ein solches Kunstwerk der Natur. In ihrem Gewebe ist das Höchste wirklich gebildet; alles ist Beziehung und Verwandlung, angebildet und umgebildet, und dieses Umbilden und Umbilden eben ihr eigenthümliches Verfahren, ihr innres Leben, ihre Methode wenn ich so sagen darf.

Da finde ich nun eine große Aehnlichkeit mit jenem großen Wiß der romantischen Poesie, der nicht in einzelnen Einfällen, sondern in der Construction des Ganzen sich zeigt, und den unser Freund uns schon so oft an den Werken des Cervantes und des Shakespeare entwickelt hat. Ja, diese künstlich geordnete Verwirrung, diese reizende Symmetrie von Widersprüchen, dieser wunderbare ewige Wechsel von Enthusiasmus und Ironie, der selbst in den kleinsten Gliedern des Ganzen lebt, scheinen mir schon selbst eine indirekte Mythologie zu seyn. Die Organifazion ist dieselbe und gewiß ist die Arabeske die älteste und ursprüngliche Form der menschlichen Fantasie. Weder dieser Wiß noch eine Mythologie können bestehen ohne ein erstes Ursprüngliches und Unnachahmliches, was schlechthin unauflöslich ist, was nach allen Umbildungen noch die alte Natur und Kraft durchschimmern läßt, wo der naive Tieffinn den Schein des Verkehrten

und Verrückten, oder des Einfältigen und Dummen durchschimmern läßt. Denn das ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Fantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen, für das ich kein schöneres Symbol bis jetzt kenne, als das bunte Gewimmel der alten Götter.

Warum wollt Ihr Euch nicht erheben, diese herrlichen Gestalten des großen Alterthums neu zu beleben? — Versucht es nur einmal die alte Mythologie voll vom Spinoza und von jenen Ansichten, welche die jetzige Physik in jedem Nachdenkenden erregen muß, zu betrachten, wie Euch alles in neuem Glanz und Leben erscheinen wird.

Aber auch die andern Mythologien müssen wieder erweckt werden nach dem Maaß ihres Tieffinns, ihrer Schönheit und ihrer Bildung, um die Entstehung der neuen Mythologie zu beschleunigen. Wären uns nur die Schätze des Orients so zugänglich wie die des Alterthums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutsche Künstler mit der Universalität und Tiefe des Sinns, mit dem Genie der Uebersetzung, das ihnen eigen ist, die Gelegenheit befäßen, welche eine Nation, die immer stumpfer und brutaler wird, wenig zu brauchen versteht. Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Gluth, der uns jetzt in der spanischen Poesie so ret-

zend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen.

Ueberhaupt muß man auf mehr als einem Wege zum Ziel dringen können. Jeder gehe ganz den seinigen, mit froher Zuversicht, auf die individuellste Weise, denn nirgends gelten die Rechte der Individualität — wenn sie nur das ist, was das Wort bezeichnet, untheilbare Einheit, innrer lebendiger Zusammenhang — mehr als hier, wo vom Höchsten die Rede ist; ein Standpunkt, auf welchem ich nicht anstehen würde zu sagen, der eigentliche Werth ja die Tugend des Menschen sey seine Originalität. —

Und wenn ich einen so großen Accent auf den Spinoza lege, so geschieht es wahrlich nicht aus einer subjektiven Vorliebe (deren Gegenstände ich vielmehr ausdrücklich entfernt gehalten habe) oder um ihn als Meister einer neuen Alleinherrschaft zu erheben; sondern weil ich an diesem Beispiel am auffallendsten und einleuchtendsten meine Gedanken vom Werth und der Würde der Mystik und ihrem Verhältniß zur Poesie zeigen konnte. Ich wählte ihn wegen seiner Objektivität in dieser Rücksicht als Repräsentanten aller übrigen. Ich denke darüber so. Wie die Wissenschaftslehre nach der Ansicht derer, welche die Unendlichkeit und die unvergängliche Fülle des Idealismus nicht bemerkt haben, wenigstens eine vollendete Form bleibt, ein allgemeines Schema für alle Wissenschaft: so ist auch Spinoza auf ähnliche Weise der allgemeine Grund und Halt für jede individuelle Art von Mystizismus; und dieses denke ich werden auch

die bereitwillig anerkennen, die weder vom Mystizismus noch vom Spinoza sonderlich viel verstehn.

Ich kann nicht schließen, ohne noch einmal zum Studium der Physik aufzufodern, aus deren dynamischen Paradoxien jetzt die heiligsten Offenbarungen der Natur von allen Seiten ausbrechen.

Und so laßt uns denn, bey'm Licht und Leben! nicht länger zögern, sondern jeder nach seinem Sinn die große Entwicklung beschleunigen, zu der wir berufen sind. Seyd der Größe des Zeitalters würdig, und der Nebel wird von Euren Augen sinken; es wird helle vor Euch werden. Alles Denken ist ein Diviniren, aber der Mensch fängt erst eben an, sich seiner divinischen Kraft bewußt zu werden. Welche unermessliche Erweiterungen wird sie noch erfahren; und eben jetzt. Mich dünkt wer das Zeitalter, das heißt jenen großen Proceß allgemeiner Verjüngung, jene Principien der ewigen Revolution verstünde, dem müßte es gelingen können, die Pole der Menschheit zu ergreifen und das Thun der ersten Menschen, wie den Charakter der goldenen Zeit die noch kommen wird, zu erkennen und zu wissen. Dann würde das Geschwätz aufhören, und der Mensch inne werden, was er ist, und würde die Erde verstehn und die Sonne.

Dieses ist es, was ich mit der neuen Mythologie meyne.

Antonio. Ich erinnerte mich während Ihrer Vorlesung an zwey Bemerkungen, die ich oft habe

hören müssen, und die mir nun weit klarer geworden sind als zuvor. Die Idealisten versicherten mich aller Orten, Spinoza sey wohl gut, nur sey er durch und durch unverständlich. In den kritischen Schriften fand ich dagegen, jedes Werk des Genie's sey zwar dem Auge klar, dem Verstande aber ewig geheim. Nach Ihrer Ansicht gehören diese Aussprüche zusammen, und ich ergöze mich aufrichtig an ihrer absichtslosen Symmetrie.

Lothario. Ich möchte unsern Freund darüber zur Rede stellen, daß er die Physik so einzig zu nennen schien, da er sich doch stillschweigends überall auf die Historie gründete, die wohl der eigentliche Quell seiner Mythologie seyn dürfte, eben so sehr als die Physik; wenn es anders erlaubt ist, einen alten Namen für etwas zu brauchen, was eben auch noch nicht existirt. Ihre Ansicht des Zeitalters indessen scheint mir so etwas, was den Namen einer historischen Ansicht in meinem Sinne verdient.

Ludoviko. Man knüpft da zunächst an, wo man die ersten Spuren des Lebens wahrnimmt. Das ist jetzt in der Physik.

Marcus. Ihr Gang war etwas rasch. Im einzelnen würde ich Sie oft bitten müssen, mir mit Erläuterungen Stand zu halten. Im Ganzen aber hat Ihre Theorie mir eine neue Aussicht über die didaktische, oder wie unser Philologe sie nennt, über die didaskalische Gattung gegeben. Ich sehe nun ein, wie dieses Kreuz aller bisherigen Eintheilungen nothwendig zur Poesie gehört. Denn unstreitig ist das

Wesen der Poesie eben diese höhere idealische Ansicht der Dinge, sowohl des Menschen als der äußern Natur. Es ist begreiflich, daß es vortheilhaft seyn kann, auch diesen wesentlichen Theil des Ganzen in der Ausbildung zu isoliren.

Antonio. Ich kann die didaktische Poesie nicht für eine eigentliche Gattung gelten lassen, so wenig wie die romantische. Jedes Gedicht soll eigentlich romantisch und jedes soll didaktisch seyn in jenem weitern Sinne des Wortes, wo es die Tendenz nach einem tiefen unendlichen Sinn bezeichnet. Auch machen wir diese Forderung überall, ohne eben den Namen zu gebrauchen. Selbst in ganz populären Arten wie z. B. im Schauspiel, fordern wir Ironie; wir fordern, daß die Begebenheiten, die Menschen, kurz das ganze Spiel des Lebens wirklich auch als Spiel genommen uns dargestellt sey. Dieses scheint uns das Wesentlichste, und was liegt nicht alles darin? — Wir halten uns also nur an die Bedeutung des Ganzen; was den Sinn, das Herz, den Verstand, die Einbildung einzeln reizt, rührt, beschäftigt und ergötzt scheint uns nur Zeichen, Mittel zur Anschauung des Ganzen, in dem Augenblick, wo wir uns zu diesem erheben.

Lothario. Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk.

Ludoviko. Mit andern Worten: alle Schönheit ist Allegorie. Das Höchste kann man eben weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen.

Lothario. Darum sind die innersten Mysterien aller Künste und Wissenschaften ein Eigenthum der Poesie. Von da ist alles ausgegangen, und dahin muß alles zurückfließen. In einem idealischen Zustande der Menschheit würde es nur Poesie geben; nämlich die Künste und Wissenschaften sind alsdann noch eins. In unserm Zustande würde nur der wahre Dichter ein idealischer Mensch seyn und ein universeller Künstler.

Antonio. Ober die Mittheilung und Darstellung aller Künste und aller Wissenschaften kann nicht ohne einen poetischen Bestandtheil seyn.

Ludoviko. Ich bin Lothario's Meynung, daß die Kraft aller Künste und Wissenschaften sich in einem Centralpunkt begegnet, und hoffe zu den Göttern, Euch sogar aus der Mathematik Nahrung für Euren Enthusiasmus zu schaffen, und Euren Geist durch ihre Wunder zu entflammen. Ich zog die Physik aber auch darum vor, weil hier die Berührung am sichtbarsten ist. Die Physik kann kein Experiment machen ohne Hypothese, jede Hypothese auch die beschränkteste, wenn sie mit Consequenz gedacht wird, führt zu Hypothesen über das Ganze, ruht eigentlich auf solchen, wenn gleich ohne Bewußtseyn dessen der sie gebraucht. — Es ist in der That wunderbar, wie die Physik, sobald es ihr nicht um technische Zwecke, sondern um allgemeine Resultate zu thun ist, ohne es zu wissen, in Kosmogonie geräth, in Astrologie, Theosophie oder wie Ihr sonst nennen wollt, kurz in eine mystische Wissenschaft vom Ganzen.

Marcus. Und sollte Plato von dieser nicht eben so viel gewußt haben als Spinoza, der mir wegen seiner barbarischen Form nun einmal nicht genießbar ist.

Antonio. Gesezt, Plato wäre auch was er doch nicht ist, eben so objectiv in dieser Hinsicht als Spinoza: so war es doch besser, daß unser Freund den letzten wählte, um uns den Urquell der Poesie in den Mysterien des Realismus zu zeigen, grade weil bey ihm an keine Poesie der Form zu denken ist. Dem Plato hingegen ist die Darstellung und ihre Vollkommenheit und Schönheit nicht Mittel, sondern Zweck an sich. Darum ist schon seine Form, streng genommen, durchaus poetisch.

Ludoviko. Ich habe in der Rede selbst gesagt, daß ich den Spinoza nur als Repräsentanten anführe. Hätte ich weitläufiger seyn wollen, so würde ich auch vom großen Jacob Böhme geredet haben.

Antonio. An dem Sie zugleich hätten zeigen können, ob sich die Ideen über das Universum in christlicher Gestalt schlechter ausnehmen, als die alten, die Sie wieder einführen wollen.

Andrea. Ich bitte die alten Götter in Ehren zu halten.

Lothario. Und ich bitte sich an die Eleusinischen Mysterien zu erinnern. Ich wünschte, ich hätte meine Gedanken darüber zu Papiere gebracht, um sie Euch in der Ordnung und Ausführlichkeit vorlegen zu können, welche die Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert. Nur durch die Spuren von den

Mysterien habe ich den Sinn der alten Götter verstehen lernen. Ich vermüthe, daß die Ansicht der Natur die da herrschte, den jezigen Forschern, wenn sie schon reif dazu sind, ein großes Licht anzünden würde. Die kühnste und kräftigste, ja ich möchte fast sagen die wildeste und wüthendste Darstellung des Realismus ist die beste. — Erinnern Sie mich wenigstens daran, Ludoviko, daß ich Ihnen bey Gelegenheit das orphische Fragment bekannt mache, welches von dem doppelten Geschlecht des Zeus anfängt.

Marcus. Ich erinnre mich einer Andeutung im Winkelmann, aus der ich vermüthen möchte, daß er dieses Fragment eben so hoch geachtet wie Sie.

Camilla. Wäre es nicht möglich, daß Sie, Ludoviko, den Geist des Spinoza in einer schönen Form darstellen könnten; oder besser noch Ihre eigne Ansicht, das was Sie Realismus nennen?

Marcus. Das letzte würde ich vorziehen.

Ludoviko. Wer etwa dergleichen im Sinne hätte, würde es nur auf die Art können und seyn wollen wie Dante. Er müßte, wie Er, nur Ein Gedicht im Geist und im Herzen haben, und würde oft verzweifeln müssen ob sichs überhaupt darstellen läßt. Gelänge es aber, so hätte er genug gethan.

Andrea. Sie haben ein würdiges Vorbild aufgestellt! Gewiß ist Dante der einzige, der unter einigen begünstigenden und unsäglich vielen erschwerenden Umständen durch eigne Miesenkraft, er selbst ganz allein, eine Art von Mythologie, wie sie damals möglich war, erfunden und gebildet hat.

Lothario. Eigentlich soll jedes Werk eine neue Offenbarung der Natur seyn. Nur dadurch, daß es Eins und Alles ist, wird ein Werk zum Werk. Nur dadurch unterscheidet sich von Studium.

Antonio. Ich wollte Ihnen doch Studien nennen, die dann in Ihrem Sinne zugleich Werke sind.

Marcus. Und unterscheiden sich nicht Gedichte, die darauf berechnet sind, nach außen zu wirken, wie z. B. vortreffliche Schauspiele, ohne so mystisch und allumfassend zu seyn, schon durch ihre Objektivität von Studien, die zunächst nur auf die innere Ausbildung des Künstlers gehn, und sein letztes Ziel, jene objektive Wirkung nach außen erst vorbereiten?

Lothario. Sind es bloß gute Schauspiele, so sind es nur Mittel zum Zweck; es fehlt ihnen das Selbständige, In sich Vollendete, wofür ich nun eben kein ander Wort finde als das von Werken, und es darum gern für diesen Gebrauch behalten möchte. Das Drama ist im Vergleich mit dem was Ludoviko im Sinne hat, nur eine angewandte Poesie. Doch kann, was in meinem Sinne ein Werk heißt, in einem einzelnen Fall sehr wohl auch objektiv und dramatisch in Ihrem Sinne seyn.

Andrea. Auf die Weise würde unter den alten Gattungen nur in der epischen ein Werk in Ihrem großen Sinne möglich seyn.

Lothario. Eine Bemerkung, die in sofern richtig ist, daß im Epischen das eine Werk auch das einzige zu seyn pflegt. Die tragischen und komischen

Werke der Alten hingegen, sind nur Variationen, verschiedene Ausdrücke, eines und desselben Ideals. Für den systematischen Gliederbau, die Construction und Organisation bleiben sie die höchsten Muster, und sind, wenn ich so sagen darf, die Werke unter den Werken.

Antonio. Was ich zum Gastmahl beitragen kann, ist eine etwas leichtere Speise. Amalia hat mir schon verziehen und erlaubt, daß ich meine besondern Belehrungen an sie allgemein machen darf.

Brief über den Roman.

Ich muß, was ich gestern zu Ihrer Vertheidigung zu sagen schien, zurücknehmen, liebe Freundin! und Ihnen so gut als völlig Unrecht geben. Sie selbst gehen es sich am Ende des Streites darin, daß Sie Sich so tief eingelassen, weil es gegen die weibliche Würde sey, aus dem angebohrnen Element von heiterm Scherz und ewiger Poesie zu dem gründlichen oder schwerfälligem Ernst der Männer sich, wie Sie es richtig nannten, herabzustimmen. Ich stimme Ihnen gegen Sie selbst bey, daß Sie Unrecht haben. Ja ich behaupte noch außerdem, daß es nicht genug sey, Unrecht anzuerkennen; man muß es auch büßen, und die wie mirs scheint, ganz zweckmäßige Buße dafür, daß Sie Sich mit der Kritik gemein gemacht haben, soll nun seyn, daß Sie Sich die Geduld abnöthiger, diese

diese kritische Epistel über den Gegenstand des gestrigen Gesprächs zu lesen.

Ich hätte es gleich gestern sagen können, was ich sagen will; oder vielmehr ich konnte es nicht, meiner Stimmung und der Umstände wegen. Mit welchem Gegner hatten Sie zu thun, Amalia? — Freylich versteht er das, wovon die Rede war, recht sehr wohl und wie sich für einen tüchtigen Virtuosen nicht anders gebührt. Er würde also darüber sprechen können so gut wie irgend einer, wenn er nur überhaupt sprechen könnte. Dieses haben ihm die Götter versagt; er ist, wie ich schon sagte, ein Virtuose und damit gut; die Grazien sind leider ausgeblieben. Da er nun so gar nicht ahnden konnte, was Sie im innersten Sinne meynten, und das äußerliche Recht so ganz auf seiner Seite war, so hatte ich nichts angelegeneres, als mit ganzer Stärke für Sie zu streiten, damit nur das gesellige Gleichgewicht nicht völlig zerstört würde. Und überdem ist's mir natürlicher, wenn es ja seyn muß, schriftliche Belehrungen zu geben als mündliche, die nach meinem Gefühl die Heiligkeit des Gesprächs entweihen.

Das unsrige fing damit an, daß Sie behaupteten, Friedrich Richters Romane seyen keine Romane, sondern ein buntes Allerley von kränklichem Wiß. Die wenige Geschichte sey zu schlecht dargestellt um für Geschichte zu gelten, man müsse sie nur errathen. Wenn man aber auch alle zusammennehmen und sie rein erzählen wolle, würde das doch höchstens Bes

fenntnisse geben. Die Individualität des Menschen sey viel zu sichtbar, und noch dazu eine solche!

Das letzte übergehe ich, weil es doch wieder nur Sache der Individualität ist. Das bunte Allerley von fränklichem Witz gebe ich zu, aber ich nehme es in Schutz und behaupte dreist, daß solche Grotesken und Bekenntnisse noch die einzigen romantischen Erzeugnisse unsers unromantischen Zeitalters sind.

Lassen Sie mich bey dieser Gelegenheit ausschütten, was ich lange auf dem Herzen habe!

Mit Erstaunen und mit innerm Grimm habe ich oft den Diener die Haufen zu Ihnen herunttragen sehn. Wie mögen Sie nur mit Ihren Händen die schmutzigen Hände berühren? — Und wie können Sie den verworrenen, ungebildeten Redensarten den Eingang durch Ihr Auge in das Heiligthum der Seele verstaten? — Stundenlang Ihre Fantasie an Menschen hingeben, mit denen von Angesicht zu Angesicht nur wenige Worte zu wechseln Sie Sich schämen würden? — Es frommt wahrlich zu nichts, als nur die Zeit zu tödten und die Imagination zu verderben! Fast alle schlechten Bücher haben Sie gelesen von Fielding bis zu Lafontaine. Fragen Sie Sich selbst was Sie davon gehabt haben. Ihr Gedächtniß selbst verschmäht das unedle Zeug, was eine fatale Jugendgewohnheit Ihnen zum Bedürfniß macht, und was so eifrig herbeygeschafft werden muß, wird sogleich rein vergessen.

Dagegen erinnern Sie sich noch vielleicht, daß es eine Zeit gab, wo Sie den Sterne liebten, sich oft

ergöhten, seine Manier anzunehmen, halb nachzuahmen, halb zu verspotten. Ich habe noch einige scherzhafte Briefchen der Art von Ihnen, die ich sorgsam bewahren werde.

— Sterne's Humor hatte Ihnen also doch einen bestimmten Eindruck gegeben; wenn gleich eben keine idealisch schöne, so war es doch eine Form, eine geistreiche Form, die Ihre Fantasie dadurch gewann, und ein Eindruck, der uns so bestimmt bleibt, den wir so zu Scherz und Ernst gebrauchen und gestalten können, ist nicht verloren; und was kann einen gründlicheren Werth haben als dasjenige, was das Spiel unfreier innern Bildung auf irgend eine Weise reizt oder nährt.

Sie fühlen es selbst, daß Ihr Ergözen an Sterne's Humor rein war, und von ganz andrer Natur, als die Spannung der Neugier, die uns oft ein durchaus schlechtes Buch, in demselben Augenblick, wo wir es so finden, abnöthigen kann. Fragen Sie Sich nun selbst, ob Ihr Genuß nicht verwandt mit demjenigen war, den wir oft bey Betrachtung der witzigen Spielgemählde empfanden, die man Arabesken nennt. — Auf den Fall, daß Sie sich selbst nicht von allem Antheil an Sterne's Empfindsamkeit frey sprechen können, schicke ich Ihnen hier ein Buch, von dem ich Ihnen aber, damit Sie gegen Fremde vorsichtig sind, voraussagen muß, daß es das Unglück oder das Glück hat, ein wenig verschrien zu seyn. Es ist Diderot's Fataliste. Ich denke, es wird Ihnen gefallen, und Sie werden die Fülle des Witzes hier ganz rein finden von sentimentalen Beymischungen. Es ist mit Verstand angelegt, und mit sicherer Hand ausgeführt.

Ich darf es ohne Uebertreibung ein Kunstwerk nennen. Freylich ist es keine hohe Dichtung, sondern nur eine — Arabeske. Aber eben darum hat es in meinen Augen keine geringen Ansprüche; denn ich halte die Arabeske für eine ganz bestimmte und wesentliche Form oder Aeußerungsart der Poesie.

Ich denke mir die Sache so. Die Poesie ist so tief in dem Menschen gewurzelt, daß sie auch unter den ungünstigsten Umständen immer noch zu Zeiten wild wächst. Wie wir nun fast bey jedem Volk Lieder, Geschichten im Umlauf, irgend eine Art wenn gleich rohe Schauspiele im Gebrauch finden: so haben selbst in unserm unphantastischen Zeitalter, in den eigentlichen Ständen der Prosa, ich meyne die sogenannten Gelehrten und gebildeten Leute, einige Einzelne eine seltne Originalität der Fantasie in sich gespürt und geäußert, obgleich sie darum von der eigentlichen Kunst noch sehr entfernt waren. Der Humor eines Swift, eines Sterne, meyne ich, sey die Naturpoesie der höhern Stände unsers Zeitalters.

Ich bin weit entfernt, sie neben jene Großen zu stellen; aber Sie werden mir zugeben, daß wer für diese, für den Diderot Sinn hat, schon besser auf dem Wege ist, den göttlichen Wig, die Fantasie eines Ariost, Cervantes, Shakspeare verstehn zu lernen, als ein andrer, der auch noch nicht einmal bis dahin sich erhoben hat. Wir dürfen nun einmal die Forderungen in diesem Stück an die Menschen der jetzigen Zeit nicht zu hoch spannen, und was in so kränklichen Verhältnissen aufgewachsen ist, kann selbst natürlicherweise

nicht anders als kränklich seyn. Dieß halte ich aber, so lange die Urabeske kein Kunstwerk sondern nur ein Naturprodukt ist, eher für einen Vorzug, und stelle Richtern also auch darum über Sterne, weil seine Fantasie weit kränklicher, also weit wunderlicher und fantastischer ist. Lesen Sie nur überhaupt den Sterne einmal wieder. Es ist lange her, daß Sie ihn nicht gelesen haben, und ich denke er wird Ihnen etwas anders vorkommen wie damals. Vergleichen Sie dann immer unsern Deutschen mit ihm. Er hat wirklich mehr Wiß, wenigstens für den, der ihn wichtig nimmt: denn er selbst könnte sich darin leicht Unrecht thun. Und durch diesen Vorzug erhebt sich selbst seine Sentimentalität in der Erscheinung über die Sphäre der Engländischen Empfindsamkeit.

Wir haben noch einen äußern Grund diesen Sinn für das Groteske in uns zu bilden, und uns in dieser Stimmung zu erhalten. Es ist unmöglich, in diesem Zeitalter der Bücher nicht auch viele, sehr viele schlechte Bücher durchblättern, ja sogar lesen zu müssen. Einige unter diesen sind, darauf darf man mit einiger Zuversicht rechnen, glücklicherweise immer von der albernem Art, und da kommt es wirklich nur auf uns an, sie unterhaltend zu finden, indem wir sie nämlich als wichtige Naturprodukte betrachten. Laputa ist nirgends oder überall, liebe Freundin; es kommt nur auf einen Akt unsrer Willkühr und unsrer Fantasie an, so sind wir mitten darin. Wenn die Dummheit eine gewisse Höhe erreicht, zu der wir sie jetzt, wo sich alles schärfer sondert, meistens gelangen sehn, so gleicht sie

auch in der äußern Erscheinung der Narrheit. Und die Narrheit, werden Sie mir zugeben, ist das lieblichste, was der Mensch imaginiren kann, und das eigentliche letzte Princip alles Amüsanten. In dieser Stimmung kann ich oft ganz allein für mich über Bücher, die keinesweges dazu bestimmt scheinen, in ein Gelächter verfallen, was kaum wieder aufhören will. Und es ist billig, daß die Natur mir diesen Ersatz giebt, da ich über so manches, was jetzt Wisz und Satire heißt, durchaus nicht mitlachen kann. Dagegen werden mir nun gelehrte Zeitungen z. B. zu Farçen, und diejenige welche sich die allgemeine nennt, halte ich mir ganz ausdrücklich, wie die Wiener den Casperle. Sie ist aus meinem Standpunkte angesehen, nicht nur die mannigfaltigste von allen, sondern auch in jeder Rücksicht die unvergleichlichste: denn nachdem sie aus der Nullität in eine gewisse Mattheit gesunken, und aus dieser ferner in eine Art von Stumpfheit übergegangen war, ist sie zuletzt auf dem Wege der Stumpfheit endlich in jene närrische Dummheit verfallen.

Dieses ist im Ganzen für Sie schon ein zu gelehrter Genuß. Wollen Sie aber, was Sie leider nicht mehr lassen können, in einem neuen Sinn thun, so will ich nicht mehr über den Bedienten schelten, wenn er die Haufen aus der Leihbibliothek bringt. Ja ich erbiete mich selbst für dieses Bedürfnis Ihr Geschäftsträger zu seyn, und verspreche Ihnen eine Unzahl der schönsten Komödien aus allen Fächern der Litteratur zu senden.

Ich nehme den Faden wieder auf: denn ich bin gesonnen Ihnen nichts zu schenken, sondern Ihren Behauptungen Schritt vor Schritt zu folgen.

Sie tadelten Jean Paul auch, mit einer fast wegwerfenden Art, daß er sentimental sey.

Wollten die Götter, er wäre es in dem Sinne wie ich das Wort nehme, und es seinem Ursprunge und seiner Natur nach glaube nehmen zu müssen. Denn nach meiner Ansicht und nach meinem Sprachgebrauch ist eben das romantisch, was uns einen sentimental Stoff in einer fantastischen Form darstellt.

Vergessen Sie auf einen Augenblick die gewöhnliche übel berückigte Bedeutung des Sentimentalen, wo man fast alles unter dieser Benennung versteht, was auf eine platte Weise rührend und thränenreich ist, und voll von jenen familiären Edelmuthsgefühlen, in deren Bewußtseyn Menschen ohne Charakter sich so unaussprechlich glücklich und groß fühlen.

Denken Sie dabey lieber an Petrarca oder an Tasso, dessen Gedicht gegen das mehr fantastische Romanzo des Ariost, wohl das sentimentale heißen könnte; und ich erinnre mich nicht gleich eines Beyspiels, wo der Gegensatz so klar und das Uebergewicht so entschieden wäre wie hier.

Tasso ist mehr musikalisch und das Pittoreske im Ariost ist gewiß nicht das schlechteste. Die Mahleren ist nicht mehr so fantastisch, wie sie es bey vielen Meistern der venetianischen Schule, wenn ich meinem Gefühl trauen darf, auch im Correggio und viel

leicht nicht bloß in den Arabesken des Raphael, ehedem in ihrer großen Zeit war. Die moderne Musik hingegen ist, was die in ihr herrschende Kraft des Menschen betrifft, ihrem Charakter im Ganzen so treu geblieben, daß ichs ohne Scheu wagen möchte, sie eine sentimentale Kunst zu nennen.

Was ist denn nun dieses Sentimentale? Das was uns anspricht, wo das Gefühl herrscht, und zwar nicht ein sinnliches, sondern das geistige. Die Quelle und Seele aller dieser Regungen ist die Liebe, und der Geist der Liebe muß in der romantischen Poesie überall unsichtbar sichtbar schweben; das soll jene Definition sagen. Die galanten Passionen, denen man in den Dichtungen der Modernen, wie Diderot im Fatalisten so lustig klagt, von dem Epigramm bis zur Tragödie nirgends entgehn kann, sind dabey grade das wenigste, oder vielmehr sie sind nicht einmal der äußere Buchstabe jenes Geistes, nach Gelegenheit auch wohl gar nichts oder etwas sehr unliebliches und liebloses. Nein, es ist der heilige Hauch, der uns in den Tönen der Musik berührt. Er läßt sich nicht gewaltsam fassen und mechanisch greifen; aber er läßt sich freundlich locken von sterblicher Schönheit und in sie verhüllen; und auch die Zauberworte der Poesie können von seiner Kraft durchdrungen und beseelt werden. Aber in dem Gedicht, wo er nicht überall ist, oder überall seyn könnte, ist er gewiß gar nicht. Er ist ein unendliches Wesen und mit nichten haftet und klebt sein Interesse nur an den Personen, den Begebenheiten und Situationen und den individuellen

Neigungen: für den wahren Dichter ist alles dieses, so innig es auch seine Seele umschließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der Einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur.

Nur die Fantasie kann das Räthsel dieser Liebe fassen und als Räthsel darstellen; und dieses Räthselhafte ist die Quelle von dem fantastischen in der Form aller poetischen Darstellung. Die Fantasie strebt aus allen Kräften sich zu äußern, aber das Göttliche kann sich in der Sphäre der Natur nur indirekt mittheilen und äußern. Daher bleibt von dem, was ursprünglich Fantasie war, in der Welt der Erscheinungen nur das zurück was wir Wiß nennen.

Noch eines liegt in der Bedeutung des Sentimentalen, was grade das Eigenthümliche der Tendenz der romantischen Poesie im Gegensatz der antiken betrifft. Es ist darin gar keine Rücksicht genommen auf den Unterschied von Schein und Wahrheit, von Spiel und Ernst. Darin liegt der große Unterschied. Die alte Poesie schließt sich durchgängig an die Mythologie an, und vermeidet sogar den eigentlich historischen Stoff. Die alte Tragödie sogar ist ein Spiel, und der Dichter, der eine wahre Begebenheit, die das ganze Volk ernstlich anging, darstellte ward bestraft. Die romantische Poesie hingegen ruht ganz auf historischem Grunde, weit mehr als man es weiß und glaubt. Das erste beste Schauspiel, das Sie sehn, irgend eine Erzählung die Sie lesen; wenn eine geistreiche Intrigue darin ist, können Sie fast mit Gewißheit darauf rechnen,

daß wahre Geschichte zum Grunde liegt, wenn gleich vielfach umgebildet. Boccaz ist fast durchaus wahre Geschichte, eben so andre Quellen, aus denen alle romantische Erfindung hergeleitet ist.

Ich habe ein bestimmtes Merkmal des Gegensatzes zwischen dem Antiken und dem Romantischen aufgestellt. Indessen bitte ich Sie doch, nun nicht so gleich anzunehmen, daß mir das Romantische und das Moderne völlig gleich gelte. Ich denke es ist etwa eben so verschieden, wie die Gemählde des Raphael und Correggio von den Kupferstichen die jetzt Mode sind. Wollen Sie sich den Unterschied völlig klar machen, so lesen Sie gefälligst etwa die Emilia Galotti, die so unaussprechlich modern und doch im geringsten nicht romantisch ist, und erinnern sich dann an Shakspeare, in den ich das eigentliche Centrum, den Kern der romantischen Fantasie setzen möchte. Da suche und finde ich das Romantische, bey den ältern Modernen, bey Shakspeare, Cervantes, in der italiänischen Poesie, in jenem Zeitalter der Ritter, der Liebe und der Märchen, aus welchem die Sache und das Wort selbst herkommt. Dieses ist bis jetzt das einzige, was einen Gegensatz zu den classischen Dichtungen des Alterthums abgeben kann; nur diese ewig frischen Blüten der Fantasie sind würdig die alten Götterbilder zu umkränzen. Und gewiß ist es, daß alles vorzüglichste der modernen Poesie dem Geist und selbst der Art nach dahin neigt; es müßte denn eine Rückkehr zum Antiken seyn sollen. Wie unsre Dichtkunst mit dem Roman, so sing

die der Griechen mit dem Epos an und löste sich wieder darin auf.

Nur mit dem Unterschiede, daß das Romantische nicht sowohl eine Gattung ist als ein Element der Poesie, das mehr oder minder herrschen und zurücktreten, aber nie ganz fehlen darf. Es muß Ihnen nach meiner Ansicht einleuchtend seyn, daß und warum ich fordere, alle Poesie solle romantisch seyn; den Roman aber, in sofern er eine besondere Gattung seyn will, verabscheue.

Sie verlangten gestern, da der Streit eben am lebhaftesten wurde, eine Definition, was ein Roman sey; mit einer Art, als wüßten Sie schon, Sie würden keine befriedigende Antwort bekommen. Ich halte dieses Problem eben nicht für unauflöslich. Ein Roman ist ein romantisches Buch. — Sie werden das für eine nichts sagende Tautologie ausgeben. Aber ich will Sie zuerst nur darauf aufmerksam machen, daß man sich bey einem Buche schon ein Werk, ein für sich bestehendes Ganze denkt. Alsdann liegt ein sehr wichtiger Gegensatz gegen das Schauspiel darin, welches bestimmt ist angeschaut zu werden: der Roman hingegen war es von den ältesten Zeiten für die Lektüre, und daraus lassen sich fast alle Verschiedenheiten in der Manier der Darstellung beyder Formen herleiten. Das Schauspiel soll auch romantisch seyn, wie alle Dichtkunst; aber ein Roman ist nur unter gewissen Einschränkungen, ein angewandter Roman. Der dramatische Zusammenhang der Geschichte macht den Roman im Gegentheil noch keineswegs zum Ganzen, zum

Werk, wenn er es nicht durch die Beziehung der ganzen Composition auf eine höhere Einheit, als jene Einheit des Buchstabens, über die er sich oft wegsetzt und wegsetzen darf, durch das Band der Ideen, durch einen geistigen Centralpunkt wird.

Dies abgerechnet, findet sonst so wenig ein Gegensatz zwischen dem Drama und dem Roman Statt, daß vielmehr das Drama so gründlich und historisch wie es Shakspeare z. B. nimmt und behandelt, die wahre Grundlage des Romans ist. Sie behaupteten zwar, der Roman habe am meisten Verwandtschaft mit der erzählenden ja mit der epischen Gattung. Dagegen erinnere ich nun erstlich, daß ein Lied eben so gut romantisch seyn kann als eine Geschichte. Ja ich kann mir einen Roman kaum anders denken, als gemischt aus Erzählung, Gesang und andern Formen. Anders hat Cervantes nie gedichtet, und selbst der sonst so profaische Boccaccio schmückt seine Sammlung mit einer Einfassung von Liedern. Gibt es einen Roman, in dem dies nicht Statt findet und nicht Statt finden kann, so liegt es nur in der Individualität des Werks, nicht im Charakter der Gattung; sondern es ist schon eine Ausnahme von diesem. Doch das ist nur vorläufig. Mein eigentlicher Einwurf ist folgender. Es ist dem epischen Styl nichts entgegengesetzter als wenn die Einflüsse der eignen Stimmung im geringsten sichtbar werden; geschweige denn, daß er sich seinem Humor so überlassen, so mit ihm spielen dürfte, wie es in den vortrefflichsten Romanen geschieht.

Nachher vergaßen Sie Ihren Satz wieder oder gaben ihn auf und wollten behaupten: alle diese Einteilungen führten zu nichts; es gebe nur Eine Poesie, und es komme nur darauf an, ob etwas schön sey; nach der Rubrik könne nur ein Pedant fragen. — Sie wissen, was ich von den Classificationen, die so im Umlauf sind, halte. Aber doch sehe ich ein, daß es für jeden Virtuosen durchaus nothwendig ist, sich selbst auf einen durchaus bestimmten Zweck zu beschränken; und in der historischen Nachforschung komme ich auf mehre ursprüngliche Formen, die sich nicht mehr in einander auflösen lassen. So scheinen mir im Umkreise der romantischen Poesie selbst Novellen und Märchen z. B., wenn ich so sagen darf, unendlich entgegengesetzt. Und ich wünsche nichts mehr, als daß ein Künstler jede dieser Arten verjüngen möge, indem er sie auf ihren ursprünglichen Charakter zurückführt.

Wenn solche Beispiele ans Licht träten, dann würde ich Muth bekommen zu einer Theorie des Romans, die im ursprünglichen Sinne des Wortes eine Theorie wäre: eine geistige Anschauung des Gegenstandes mit ruhigem, heitern ganzen Gemüth, wie es sich ziemt, das bedeutende Spiel göttlicher Bilder in festlicher Freude zu schauen. Eine solche Theorie des Romans würde selbst ein Roman seyn müssen, der jeden ewigen Ton der Fantasie fantastisch wiedergäbe, und das Chaos der Ritterwelt noch einmal verwirrte. Da würden die alten Wesen in neuen Gestalten leben; da würde der heilige Schatten des Dante sich aus seiner Unterwelt erheben, Laura himmlisch

vor uns wandeln, und Shakspeare mit Cervantes trauliche Gespräche wechseln; — und da würde Sancho von neuem mit dem Don Quixote scherzen.

Das wären wahre Arabesten und diese nebst Bekenntnissen, seyen, behauptete ich im Eingang meines Briefs, die einzigen romantischen Naturprodukte unsers Zeitalters.

Daß ich auch die Bekenntnisse dazu rechnete, wird Ihnen nicht mehr befremdend seyn, wenn Sie zugegeben haben, daß wahre Geschichte das Fundament aller romantischen Dichtung sey; und Sie werden sich, wenn Sie darüber reflektiren wollen, leicht erinnern und überzeugen, daß das Beste in den besten Romanen nichts anders ist als ein mehr oder minder verhülltes Selbstbekenntniß des Verfassers, der Ertrag seiner Erfahrung, die Quintessenz seiner Eigenthümlichkeit.

Alle sogenannten Romane, auf die meine Idee von romantischer Form freylich gar nicht anwendbar ist, schätze ich dennoch ganz genau nach der Masse von eigener Anschauung und dargestelltem Leben, die sie enthalten; und in dieser Hinsicht mögen denn selbst die Nachfolger des Richardson, so sehr sie auf der falschen Bahn wandeln, willkommen seyn. Wir lernen aus einer Cecilia Beverley wenigstens, wie man zu der Zeit, da das eben Mode war, sich in London ennuirte, auch wie eine brittische Dame vor Delicattesse endlich zu Boden stürzt und sich blutrünstig fällt; das Fluchen, die Squire's und dergleichen sind im Fielding wie aus dem Leben gestohlen, und der Wake-

fiel gibt uns einen tiefen Blick in die Weltansicht eines Landpredigers; ja dieser Roman wäre vielleicht, wenn Olivia ihre verlorne Unschuld am Ende wieder fände, der beste unter allen Engländischen Romanen.

Aber wie sparsam und tropfenweise wird einem in allen diesen Büchern das wenige Neelle zugezählt! Und welche Reisebeschreibung, welche Brieffammlung, welche Selbstgeschichte wäre nicht für den, der sie in einem romantischen Sinne liest, ein besserer Roman als der beste von jenen? —

Besonders die Confessions gerathen meistens auf dem Wege des Naiven von selbst in die Arabeske, wozu sich jene Romane höchstens am Schluß erheben, wenn die bankerotten Kaufleute wieder Geld und Kredit, alle armen Schlucker zu essen bekommen, die lebenswürdigen Spigbuben ehrlich und die gefallnen Mädchen wieder tugendhaft werden.

Die Confessions von Rousseau sind in meinen Augen ein höchst vortrefflicher Roman; die Heloise nur ein sehr mittelmäßiger.

Ich schicke Ihnen hier die Selbstgeschichte eines berühmten Mannes, die Sie, so viel ich weiß, noch nicht kennen: die Memoirs von Gibbon. Es ist ein unendlich gebildetes und ein unendlich drolliges Buch. Es wird Ihnen auf halbem Wege entgegenkommen, und wirklich ist der komische Roman, der darin liegt, fast ganz fertig. Sie werden den Engländer, den Gentleman, den Virtuosen, den Gelehrten, den Hagesstolzen, den Elegant vom guten Ton in seiner ganzen zierlichen Lächerlichkeit durch die Würde dieser historis

sehen Perioden so klar vor Augen sehn, wie Sie nur immer wünschen können. Gewiß man kann viel schlechte Bücher und viele unbedeutende Menschen durchsehn, ehe man so viel Lachstoff auf einem Haufen beysammen findet.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

V.

N o t i z e n.

Garve's letzte noch von ihm selbst herausgegeben
Schriften.

Je weniger Jemand mit der Philosophie auf dem rechten Wege ist, desto leichter kann es freilich geschehen, daß er durch sein Leben sein System übertrifft, ohne eigentlich auch in jenem etwas ordentliches geleistet zu haben: es ist aber doch erfreulich wenn es auf die Art geschieht, wie bey Garve, der weder niedergedrückt noch abgestumpft, noch den Einfluß auf die Welt früher aufgebend als das Leben selbst, die letzten beschwerlichen Stunden desselben so unermüdet genutz, und so fleißig geeilt hat, was er noch konnte von den Früchten seines Nachdenkens zu sammeln und den zurückbleibenden Zeitgenossen als das beste Denkmal seines Daseyns zum Aufbewahren zu übergeben. Das beste sage ich: denn obgleich der Tod alle seine letzten Schriften auf eine oder die andre Art unterbrochen hat (ich rechne den dritten Theil der Versuche noch mit) so sind sie doch bey weitem das wichtigste, was wir von dem Verstorbenen besitzen. Was er früher philosophirt hat, geschah immer nur in Anmerkungen zu fremden Gedanken und in Reflexionen über einzelne

abgerissene Materien, und außer den Beobachtungen über die Kunst zu denken wüßte ich unter seinen frühern Schriften keine, worin so große Gegenstände, und so im Zusammenhange behandelt würden wie in diesen letzten Werken. Wenn also die Frage entschieden werden soll, was Garve im Gebiet der Philosophie oder vielmehr des Denkens überhaupt seyn und leisten konnte: so muß man sich vornehmlich an dasjenige halten, was er in dieser letzten Periode hervorgebracht hat; und es ist aus diesem Gesichtspunkt als eine Eingebung des Schicksals anzusehn, daß er sich unter solchen Umständen noch zu so großen Anstrengungen gedrungen gefühlt hat. Auch hat er die Beantwortung dieser Frage auf eine sehr uneigennützigte Art erleichtert, indem er uns nicht etwa behutsam nur bis dicht an die Grenzen seines Gebiets, sondern sehr zutraulich immer etwas darüber hinausgeführt hat. Nur allzu sehr verdeutlicht er das Bewußtseyn dieser eigenen Situation seinem Leser, so daß ein Gefühl von schmerzlicher Theilnahme denselben durch alle diese Schriften hindurch begleitet. Man würde Unrecht thun es auf die äußere Lage des Verfassers beziehen zu wollen; von dieser redet er mit so viel ruhiger Gleichmüthigkeit, daß nicht die eigenthümliche Art wie er seines herannahenden Schicksals erwähnt, sondern nur der Umstand, daß er überhaupt daran denkt, diejenige Sehnsucht nach Leben verrathen kann, die einem Manne wie dieser natürlich und nothwendig war. Dieses Gefühl bezieht sich vielmehr auf das Innere der Bücher und auf die Anschauung, welche sie uns von dem

eigenthümlichen Wesen des Verfassers geben, auf den Kampf eines redlichen Willens mit einem kleinen Gemüth, und eines kleinen Geistes mit großen Gegenständen, die er am liebsten zersplittern möchte, um sie nur umfassen zu können: ein Kampf der zwar kein festliches Schauspiel für die Götter, für einen Menschen aber bis zur wehmüthigen Theilnahme rührend ist. Was Garbe seyn wollte, nemlich ein liebenswürdiger Gesellschafter und ein feiner Beobachter, klingt freilich wie etwas Großes: wenn man aber näher betrachtet, was er sich darunter dachte, wenn man Acht giebt auf die immer und überall wiederkehrende Vergötterung des Vornehmen und der Bildung, welche unter den höhern Ständen jetzt wirklich anzutreffen ist; wenn man auf das offene und wiederholte Geständniß merkt, daß alles Bestreben nach Erkenntniß nur in dem nach Beifall, und alles Beobachten Seiner Selbst nur in der eitlen Vergleichung mit Andern seinen Grund hat: so kann man sich nicht bergen, daß diese Tendenz seines Lebens nur etwas sehr geringes war. Aber mit diesem Wenigen nimmt er es denn so genau, verliert es so nie aus den Augen, und erzählt zur Warnung und Belehrung so offenherzig jeden Schritt vorwärts und zurück, daß man diesen redlichen Willen nothwendig achten, und die Verschwendung desselben beklagen muß; und daß man es nicht erst nöthig findet ein Urtheil über den Charakter auszusprechen, der sich selbst in einer so eigenthümlichen Mischung von Bescheidenheit und Eitelkeit dargestellt hat, worin nemlich die Bescheidenheit keinesweges eitel, sondern ächt und

ernstlich gemeint ist, und auch die Eitelkeit sich nicht etwa bescheiden verbirgt, sondern offen und ehrlich sich selbst ankündigt und mit Namen nennt. Diesem Charakter seines Lebens ist auch der seines Denkens und seiner Untersuchungen durchaus analogisch. Auch hier hat Alles eine auseinander fahrende Richtung; was auf den ersten Anblick etwas Großes zu sein scheint, verwandelt sich wie unter den Händen in ein Unendlich Kleines; auch hier fehlt es an einem Mittelpunkt und Anfang, er kommt nie zu etwas Ganzem oder Ursprünglichem, sondern muß sich immer nur im Kreise des Abgebildeten und Einzelnen herumdrehen, und nimmt alles auf guten Glauben so auf, wie es der gemeine Verstand aus der Hand gelegt hat; ja nicht nur mit der Wissenschaft, die ihm von Natur fremder ist, ergeht es ihm so, sondern auch wo es auf Untersuchungen über das Leben und die Menschen ankommt.

Um alles dies von Garve zu wissen, bedurfte es freilich nur für die, welche alles in großen Massen handgreiflich vor sich sehen müssen, der Anschauung dieser letzten Schriften; Andere hätten alles, was darin liegt aus einzelnen früheren Aeußerungen diviniren können, in denen Garve ganz gelegentlich und unbewußt sein Inneres so vollständig als möglich charakterisirt hat. In der Abhandlung von der Popularität im Vortrage sagt er einmal, „er glaube alle Wissenschaften, ein Wort welches bei ihm sehr weit-schichtig ist, eintheilen zu können in solche, worin über Erfahrungen reflectirt, und in solche in denen Ideen combinirt würden, und die Moral oder die Lehre vom

Menschen, so wie die ganze Philosophie gehöre zu der ersten Klasse“. In dieser einen Aeußerung liegt das ganze unerschöpfliche Chaos von Unphilosophie und Geistlosigkeit, wovon alle seine Schriften gleichsam nur Ausströmungen sind. Diese Art Erfahrungen und Ideen entgegenzusetzen, und das Gebiet der letztern am Ende auf die bloße Mathematik zu beschränken, ist der höchste Gipfel der Empirie, gleichsam der Realismus des Raisonnements, der das was durch das gemeine Denken gefunden ist, als absolut gegeben, als das schlechthin wahre und denkbare an sich ansieht. Und wenn man den Prozeß, der mit Erfahrungen und Ideen, sofern sie entgegengesetzt werden können, vorzunehmen ist, so gleichsam verwechselt: so wird nebst der eigenen und ursprünglichen Anschauung und dem philosophischen Denken überhaupt auch das Historische schlechthin unmöglich. Eben darum ist das Buch über die Gesellschaft so unendlich langweilig. Es sollte eine Schilderung der geselligen Natur in ihren Wirkungen und Rückwirkungen enthalten; aber dazu hätten die großen Erscheinungen derselben combinirt, und in einer bestimmten Beleuchtung unter gewisse Hauptpunkte zusammengestellt werden müssen. Dahin kann aber Garve nicht kommen, sondern er nimmt nur die einzelnen Beobachtungen, wie sie aus dem gemeinsten Standpunkte genommen werden, nach einander vor, und reflectirt eben über sie, und dieser einförmige Prozeß geht an dem Geländer trivialer Ideen von Verstand, Charakter, Bildung, Glückseligkeit, über welche auch nicht reflectirt worden ist, um sich ihrer

gehörig zu versichern, auf die uninteressanteste Weise fort. Aus denselben Gründen hat auch die Charakteristik eines bestimmten Individuums ein ganz verfehltes Werk werden müssen. Eine solche soll das Individuum chemisch zerlegen, die innerlich verschiedenen Bestandtheile desselben von einander sondern, und in ihrem quantitativen Verhältniß darstellen, dann das innere Princip ihrer Verbindung, das tiefste Geheimniß der Individualität auffuchen, und so das Individuum auf eine künstliche Weise nachconstruiren. Das kann aber freilich nur geschehen, wenn man die verschiedenen Erscheinungen desselben combinirt und vorher über die Idee, wie überhaupt Erscheinungen im Menschen combinirt werden müssen, einigermaßen reflectirt hat. Darauf versteht sich nun Garve nicht, weil so etwas gar nicht in der Sphäre seines Denkens liegt: daher nimmt er Handlungen nur einzeln, und so wie die gemeine Betrachtung sie auch findet und sondert, das heißt nach dem Object auf welches gehandelt wird. Durch diesen Proceß wird das Individuum natürlich nur mechanisch zerstückelt, die Einheiten sind noch an mehreren Orten zerstreut, und in allem, was für einfach gegeben wird, ist noch die ganze Mannigfaltigkeit welche eigentlich aufgelöst werden sollte. Dies ist eine schlechte Operation, und bewährt sich als solche unter andern auch dadurch, daß sie gar keine Form annehmen will. Sehr naiv klagt deshalb Garve darüber, daß das Mannigfaltige durch seine Menge ihn gedrückt habe, und freilich waren der Objecte auf welche der König gehandelt hat, und der Materien

seines Handelns sehr viele — sein Charakter aber durchaus höchst einfach. Dem Himmel sei Dank, daß Garve es so fern von sich fühlte, eine Geschichte Friedrich II. zu schreiben: denn fremder und widernatürlicher hätte ihm wohl nichts sein können als Historie. Aber auch in der Form oder Unform, welche die Fragmente jetzt haben, ist es nicht möglich gewesen, die schlechte Sache zu verbergen. Indem Garve über die einzelnen Handlungen nach seiner Art reflectirt, ist er doch bisweilen glücklich genug, eine richtige Idee zu treffen; und dann auch allemal ehrlich genug, sie nirgend unangedeutet zu lassen, wo, vielleicht unter einer ganz verschiedenen Rubrik, dieselbe Handlungsweise wiederkommt. Diese häufigen Wiederholungen machen es dem Leser übermäßig klar, daß Garve sich sein Geschäft schlecht construirt hat, so daß gewiß ein Jeder sich wundert, wie nur er selbst dies nicht hat merken können. Daß Garve geglaubt hat mehr als den sittlichen Charakter Friedrichs geschildert zu haben, ist eben auch eine leere Einbildung, die daher entsteht, daß er sich die Handlungen nach den Objecten gesondert und bestimmt hat. Wenige und nur unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, ist alles, was unter seinem Regierungs- und militairischen Charakter vorkommt, durchaus sittlich, und was unter diesem Titel selbst steht ist eben nur das, was sich mit Leichtigkeit unter die beliebten vier Haupttugenden zusammenfassen ließ, an welche sich Garve in allen moralischen Betrachtungen und Schilderungen so unerschütterlich fest hält. In dem großen Abschnitt vom literarischen Charakter

steht von diesem so gut als gar nichts, sondern hier ist der König recht Garvisch wie eine Stelle behandelt, über welche und aus Gelegenheit welcher er mancherlei Anmerkungen anbringt. Mit Unrecht sage ich hier, der König ist eigentlich überall so gebraucht, und wenn auch Garve im Stande gewesen wäre, mit einem Charakter umzugehen, und eine Charakteristik zu machen: so hätte er doch vor dieser unüberwindlichen Sucht in einzelne Bemerkungen bei jeder Gelegenheit abzuschweifen, diese als die Hauptsache anzusehen, und alles soviel möglich zu sich herabzuholen, und auf seine Existenz, sein Bestreben und seine Forderungen zu beziehen, gewiß niemals dazu kommen können. Dies ist aber das Wesen der Anmerkungs-Philosophie, und man kann an Garve, der seiner Reinheit wegen recht zu einem Exempel gemacht ist, am besten zeigen, worauf sie sich zu beschränken hat, daß sie keine andern Werke hervorbringen kann als einfache Reflexionen über einzelne Data, je klarer je besser, daß alles was etwas anders zu sein scheint, doch nur ein Aggregat von dergleichen Monaden sein kann, daß es ihr nichts hilft große oder ganze Gegenstände vor sich zu nehmen, weil sie sie doch nicht als solche zu behandeln versteht, und daß es unmöglich ist, auch nur nach der „beobachtenden Methode“ Gegenstände, wie sie auf dem Standpunkte des gemeinen Lebens wahrgenommen werden in irgend einem Zusammenhange darzustellen oder über sie zu denken, wenn man nicht höhere Principien hat, die irgendwoher aus der Wissenschaft genommen sind, und wozu also eine höhere Ansicht der Wissens-

schaft gehört, als diese. Wie man über einen eigentlich wissenschaftlichen Gegenstand in dieser Manier nicht reden, und auch nur mit viel Kunst und Mühe zu reden scheinen kann, ist in den Betrachtungen über die Sittenlehre zu sehen. Die Moral ist Garben eine Wissenschaft, worin über Erfahrungen reflectirt wird, die allgemeyn anerkannten moralischen Vorschriften sind diese Erfahrungen, und die Principien der Philosophen sind den Hypothesen der Physik ähnlich. Von einem System, welches auf einem andern, zum Beispiel dem entgegengesetzten Wege construirt würde, weiß er nichts, und das um so weniger, da ihm zu Folge die Philosophen nur Ideen ableiten, Ideen willkürlich zu combiniren aber ein Werk der Dichtkunst ist. Hier haben wir jenen Realismus des Raisonnements in seiner höchsten Vollkommenheit. Ohne sich durch den Sextus Empiricus irre machen zu lassen, setzt er die apodiktische Gewißheit in die gemein geltenden Aussprüche, und sucht eine allgemeine Erklärung dazu, nicht als Triebfeder, sondern als Formel.

Was er im Verstehen Anderer leisten konnte, hat er durch die Uebersetzung des Aristoteles und der verschiedenen Moralsysteme dargethan — denn die Darstellung derselben ist ebenfalls eine Uebersetzung in seine eigne Denkart. Die Systeme hat er als Erscheinungen angesehen, zerlegt und darüber reflectirt; aber sie zu combiniren hat er nicht verstanden; sie stehen neben einander auf's Ohngefähr. Ueberhaupt ist auch hier das Einzelne die große Lösung; er will und kann nur das Einzelne verstehn und wiedergeben, und hält den Styl und den

Ton eben nicht für etwas großes, wie er selbst — und bescheiden genug auch mit Anwendung auf seine Werke — gesteht. Doch ist es mit den Systemen etwas besser gegangen als mit dem Aristoteles, wahrscheinlich weil die meisten nicht so viel von Styl und Ton haben, denn dies alles mußte in seinen Darstellungen eben so nothwendig verloren gehn, wie der Charakter eines Individuums in seiner Charakteristik. Aber hier vorzüglich leuchtet der redliche Wille hervor. Welche unsägliche Mühe hat er es sich nicht kosten lassen, besonders das Kantische System nach allen Seiten, die ihm als Seiten erscheinen, herumzudrehen, um überall etwas davon aufzufassen. Es ist nur eine gerechte Belohnung für diesen Eifer, daß er vorzüglich im Entdecken mancher Lücke Viele übertrifft, und daß der Verdruß über das Mißverstehen des Ganzen ihm nicht die Freude über das Verstehen manches Einzelnen ganz vergällt hat.

Manches wäre noch zu sagen über seine Begriffe vom Witz, vom Anziehenden und mehrere Theorien, die mit seiner schriftstellerischen Praxis genau zusammenhängen; aber was man auch sagen möchte, es würde immer nur beweisen, daß man unmöglich etwas nachtheiliges von Garve sagen könnte, was er nicht auf irgend eine Art selbst gesagt hätte. Keinesweges aber immer unbewußt und unwillkürlich, sondern auch sehr gerade heraus. Und so bleibe es ungesagt, weil es ohnedies nicht mehr nöthig scheint, gegen eine übertriebene Meinung von Garve's Talenten oder Verdiensten als gegen ein herrschendes Uebel sich aufzulehnen; wohl aber wäre es nicht uneben,

wenn diejenigen sich seine schöne Bescheidenheit und Selbsterkenntniß empfohlen sein ließen, die ohne etwas besseres zu seyn, oder gemacht zu haben, einen Ruhm darin suchen, ihm die Mittelmäßigkeit vorzuwerfen, die er selbst anerkennt, und von der sie nicht einmal rechtlichen Beweis zu führen im Stande sein dürften.

Von Matthiſſon ist kürzlich dreyerley erschienen: Basrelif am Sarkofage des Jahrhunderts, Alins Abenteuer, und ein Nachtrag zu seinen Gedichten. — Vielleicht giebt es auch für die Poesie einen Lapidarstyl, in welchem sich eine so große Masse, wie die wichtigsten Thaten und Begebenheiten eines denkwürdigen Jahrhunderts ausmachen, ohne Formlosigkeit und mit lichter Anordnung zur bündigen Kürze einer Inschrift zusammendrängen ließe. Aber wer von einem Jahrhunderte würdig reden will, muß die Uebersicht eines Jahrtausends dabey im Sinne haben. Von zufällig und individuell bestimmten Eindrücken des Moments dabey ausgehen, heißt, mit einer Sinnesart, die nicht über die Mauern einer kleinen Stadt hinauskann, die Geschichte eines Reiches schreiben, oder den Himmel aus einem engen Brunnen heraus übersehen wollen. Das Basrelif am Sarkofage des Jahrhunderts entspricht daher seinem Titel gar nicht, wenn es bloß von dem Unheile der politischen Faktionen und des gegenwärtigen Krieges, und von der dabey erlittnen Schmach Deutschlands redet. Machen diese parzialen Begebenheiten der letzten Jahre

das Jahrhundert aus? Und gesetzt, sie könnten es vertreten, so giebt es doch wohl für sie im Zusammenhang der Bildungsgeschichte des gesammten Menschengeschlechtes noch einen ganz andern Gesichtspunkt, und ein Geist, der sich zu diesem erheben kann, wird schwerlich bey dem einseitigen Jammern über physische Leiden stehen bleiben.

Es scheint überhaupt mißlich, poetische Kunstnamen aus der Plastik zu entlehnen: soll aber der Name Basrelief für ein Gedicht gelten, so läßt er offenbar die klarste und ruhigste Darstellung eines Gegenstandes erwarten, am wenigsten lyrische oder lyrisch seyn sollende Ergießungen einer Stimmung darüber. Also auch hierin hat der Verfasser nur eine verworrene Vorstellung von seiner eignen Absicht gehabt. Sein Gedicht ist eine sogenannte Ode, und zwar nach Ramlerschem Zuschnitt. Die Ode an den Frieden hat ihm dabey am meisten vorgeschwebt, und da diese einer von den wenigen schönen jugendlichen Blicken von Ramlers nachher bis zur gänzlichen Austrocknung dürftigem Geiste ist, so wäre die Wahl des Vorbildes an sich nicht zu tadeln. Allein die Nachfolge geht bis zur Erinnerung an ein paar einzelne Strophen, und dann macht jenes Gedicht weniger Prätension, es hat mehr Einfalt und Natürlichkeit, und ohne durch innige Herzlichkeit zu rühren, widerspricht es doch nicht aller Theilnahme durch Künsteley und Peinlichkeit. Hier lautet es gleich anfangs:

Von Afrika bis zu des Gotthards Wolkenpfaden
Raft furchtbar der Zerstörung Wuth,

und nachher:

Des Krieges ehrner Fuß zertrat,
Von Jrelands Riesendamm bis zu den Katakomben
Parthenope's die Saat.

Wie soll man an den Schmerz des Dichters glauben,
an welchem nicht nur die Geographie, sondern geo-
graphische curiosa, die er auch nicht ermangelt in
Noten zu erläutern, so großen Antheil haben? Mit
Recht kann es von dem Gedichte heißen, was dem
Jahrhundert Schuld gegeben wird:

Das Mitgefühl verdumpft: man hört mit kaltem Lächeln,
Was tief die Seele sonst bewegt;

aber nicht aus dem angeführten Grunde:

Seit jeder Zephyr, der uns kühl, ein Todesröcheln
Auf seinem Fittig trägt.

(als ob der Zephyr damit bis zum Ende des achtzehn-
ten Jahrhunderts gewartet hätte, und das Sterben
nicht von jeher Sitte gewesen wäre!) sondern weil ein
jeder Vers, der uns, statt zu erwärmen, abkühlt, ir-
gend eine anmaßende Kostbarkeit oder Ziererey auf
seinem schwerfälligen Fittig trägt. Eben so hohler
Wortklang ist der patriotische Aufruf an die Deutschen,
zu welchem schließlich noch die Geister der Helden be-
müht werden, bey welcher Gelegenheit der Verfasser
auch den Trumpf der altfränkischen Vorstellungen über
das Verhältniß der Deutschen und Franzosen, die
Schlacht bey Rossbach, glücklich ausspielt. Kurz vom
Jahrhundert finden wir bloß unbestimmte Allge-
meinheiten, von einem Sarkophage hat das Gedicht
die Eigenschaft an sich, daß es todtes und nicht lebens-

diges verwahrt, und zum Basrelif fehlen ihm nur Figuren und Styl, die Kälte und Härte des Steins hat es, aber nicht einmal einer edlen Steinart: das Belin, worauf es gedruckt ist, stellt geglätteten Marmor weit besser vor.

Mit eben solcher typographischen Pracht, und noch mit Bignetten verziert, erscheinen Alins Abenteuer. Daß der Dichter uns gleich auf dem Titelblatt das Haupt der Gorgo entgegenwirft, darf den Beurtheiler nicht schrecken: auswärts gewandt, wie es jetzt steht, muß es sich auf die unausbleibliche Verwunderung des Lesers beziehen; nach dem Gedichte zurückgekehrt hätte ihre versteinemde Kraft seine Beschaffenheit erklären können. Die Zueignung an den Luftgeist Ariel kündigt fälschlich eine recht leichte hingegaufelte Dichtung an, sie ist aber ehrlicher als sie selbst weiß, indem sie es durch ihre ungemene Geschraubtheit deutlich wieder zurücknimmt. Das Gedicht soll, so viel wir haben entdecken können, ein spaßhaftes Märchen seyn: aber der Himmel weiß was für ein Märchen und was für Spaß! Ein Märchen ohne Verwicklung und Auflösung, überhaupt ohne Fortgang, ohne Erfindung, ohne Darstellung; und erzwungener, frostiger, feyerlich-ernsthafter, unlustiger Spaß ohne Geist und Gehalt. Spaßhaft wird demjenigen gewiß nicht zu Muth, der diese Lektüre mit der Vorstellung unternimmt, es müsse in einem angeblichen Kunstwerke doch irgend ein Sinn, ein Zusammenhang, eine Beziehung der Theile auf einander zu finden seyn. Alin, ein spanischer Ritter, verrichtet erst in Afrika eine Menge

ganz ernsthafter Heldenthaten, und zeigt sich überall tugendhaft und als den Retter der Unterdrückten; hierauf erlegt er in Japan ein Ungeheuer, und als ihn der Wirbelwind einer blinden Willkühr plötzlich nach Egypten führt, so geräth der Verfasser, bey Gelegenheit daß er sich mit den dortigen Alterthümern abgiebt, in eine Erzählung seiner litterarischen Laufbahn hinein, wobey Alin immer durch spitzfindige Gelehrsamkeit oder verkehrten Geschmack lächerlich erscheinen soll. Dann wird der Faden seiner handgreiflichen Thaten wieder aufgenommen, Alin bringt auf dem Brocken den Teufel um, und der alte Witz von einer Lücke im Manuscript endigt das vom Erzähler selbst eingestandne Einerley der Geschichte, die eigentlich keine ist. Doch ist es unmöglich, durch den bloßen Abriß einen Begriff von den vorkommenden Disparaten zu geben, und der Unglaublichkeit wegen müssen wir ein paar Proben hersetzen. Der Anfang lautet so:

Früh, bey des Morgensterns Erbleichen,
Verließ Alin der Väter Schloß;
Laut wieherte, zu gutem Zeichen,
Drey mal sein Andalusisch Roß.

Gleich den Alciden und Rinalden,
Grüßt' er, mit seinem Schildkumpan
Hans Degenhaupt von Unterwalden,
Der Helden lorbervolle Bahn.

Zuerst erschien er in Marocko,
Wo ihm ein abgefemter Skies,
Des Gauklers Urbild im Tarocko,
Der Kaiserstadt Armiden pries.

Taub wie Ulyß, der Zielgereiste,
Dem schmelzenden Sirenenton,
Eilt' er gewarnt vom bessern Geiste,
In sausendem Galopp davon.

Den Dey, der Mörderhorden schirmte,
Durchrannt' er mit demantnem Speiß,
Und malnte seine stolzberhürnte
Granitne Felsenburg zu Kies.

Entferkerte gefangner Weiber
Ein ganzes Türkenparadies,
Indeß der Schildknapp ihre Räuber
In siedend Vergöl tauchen hieß.

Zwölf Ritter durch Cytherens Gnade
Mit Rosen Amathunts bekränzt,
Höhnt' er zurück zum steilen Pfade,
Wo hehr des Nachruhms Tempel glänzt.

Hüllt' einen Fant, der, halb verschäfert,
Oft mit Sonnet und Madrigal
Des Hains Dryaden eingeschläfert,
Zu besserem Zeitvertreib in Stahl.

Den Vicekönig, noch verwundet
Durch edler Fraun gerechte Wehr,
Sandt', in ein Stachelfaß gespundet,
Er auf dem nächsten Strom' ins Meer. u. s. w.

Folgendes sind Stücke aus dem litterarischen Theile
der Biographie:

Er zählt' im zarten Lebenskeime
Die Sippschaft bis zum jüngsten Tag,
Und jede Million der Bäume,
Die deutlich in der Wallung lag.

Welch

Welch Staunen! als, vom Erstlingspiepen
Der Brut im Ey, sein Preistraktat
Berherrlicht durch Bodoni's Typen
Aus Licht in Salamanka trat.

Des Paradoxen großer Priester,
Sprach er dem Anerkannten Hohn;
Merkurs germanischen Tornister
Warf er im Zorn vom Helikon.

Wie blühest du, rief er, hier so spärlich,
O Zauberblume des Genies?
In Fülle zog dich, Seltne, jährlich
Vordem das Treibhaus zu Paris.

Noch immer in Apolls Neviereu,
Klarisse, Tristram, Agathon?
Nach Rußland euch zu deportiren
Bemannt sich die Fregatte schon.

Hier dulden wir nur Mönchsgesichter,
Der Humpen Klang, des Turney's Kampf,
Gespensterklubb, verummte Richter,
Banditengräul und Höllendampf.

A l'ordre! brüllt' er ungezogen,
Als, bey der Musen Weihgesang,
Sich königlich zum Sternenbogen,
Ein Riesenadler, Götthe, schwang.

Wer schnöder Gleißner Mystik haßte,
Wer Garve, Mendelsohn, und Kant
In Kopf und Herz lebendig faßte,
Hieß Frömmeler ihm und Obskurant.

Er lästerte der Vorwelt Schätze
Im Vatikan und Kapitol, u. s. w.

Ihm lag Athen in gleicher Ferne
Mit Grönland und Botanybay:
Drum zeigt' er klar: Wie das Moderne
Des Bildners ächter Kanon sey.

Die Lust am Nackten zu verwürzen,
Modernisirte, sehr galant,
Allin durch Pantalons und Schürzen
Des Paradieses Urgewand;

Bergoldete die Zwickelbärte
Den Heiligen des Laterans;
Pflanzt' einen Cherub mit dem Schwerte
Fromm auf das Grabmal Hadrians;

Sprach zu des Koliseums Mauern:
Zerfleischer Christen Todesruhm,
Bewegne! wollt ihr überdauern?
Und stürzte sie zu Baustoff um;

Löst' am Gebälke die Verkörperung,
Durch ein Dekret, vom Künstlerbann,
Und predigte, bis zur Erschöpfung,
Im Volkston gegen Winkelmann;

Kam oft gespornt, recht sanskülttisch,
Zu Ball, Konzert und Pfenik,
Den deutschen Dreher walzt' er schottisch,
Und gähnte frech bey Glucks Musik;

Pries auf Luteziens Theater
Den Gang des griechischen Kothurns,

Und schaute voll entbrannter Krater,
Den Mond? O nein! den Ring Saturns. u. s. w.

Die Art, wie in der zuletzt angeführten Strophe Allins Geschmack am französischen Trauerspiel mit seinen astronomischen Träumereien durch ein und verknüpft ist, kann ein Bild vom Zusammenhange des Ganzen abgeben. Wie stimmt es zusammen, daß der Bewunderer der ehemaligen französischen Litteratur, der Goethe unregelmäßig findet, die deutschen Ritterromane vorzieht? daß der, welcher Garve und Mendelssohn Frömmeler nennt, aus abergläubischem Eifer die Denkmäler des Alterthums schändet? Haben nur eine Menge Verkehrtheiten des Zeitalters auf Eine Person zusammengehäuft werden sollen, so ist auch das gänzlich verfehlt: wer setzt heutiges Tages Bernini über die Antike? Eben so sind die gelehrten Anspielungen zum Theil veraltet: wo ist z. B. noch von der Einschachtelungs-Theorie die Rede? Dazwischen stehen nun ganz erlaubte und ehrbare Untersuchungen, die Allinen allerdings Ehre gemacht haben würden, wenn er etwas taugliches darüber geschrieben hätte. Man sieht also von keiner Seite, wo es hinaus will, und wenn man damit die ersten Abenteuer zusammenhält, die ohne weitere Beziehung doch gar zu ungesalzen wären, so wird man fast versucht zu glauben, das Ganze sey nicht buchstäblich zu nehmen, es stecke irgend eine allegorische Bedeutung dahinter. Aber, nicht gerechnet, daß es eine unchristliche Zumuthung wäre, sich an einer solchen Einkleidung derselben den Kopf zu zerbrechen, so mußte doch irgendwo ein Endchen

vom Faden der Ariadne hervorgucken. Ungeachtet es also scheint, als wollte die voranstehende Sphinx so etwas glauben machen, bleiben wir dabey, daß das Geheimniß des Märchens wie mancher Orden darin besteht, gar keines zu haben. — Was rein und wahrhaft fantastisch ist, wird freylich eben dadurch wieder symbolisch: es entsteht dann ein beständiges, aber unbestimmtes Anspielen, das eben mit der Auflöslichkeit in einen Begriff den größten Theil seines Reizes verlieren würde. Das ist der Fall bey Goethe's Märchen, wo der Wechsel der heitersten vorüberziehenden Erscheinungen von geistigen Anklängen wie von einer unsichtbaren Musik begleitet wird. Hat der Verfasser etwas ähnliches im Sinne gehabt, so wäre er auf den schlimmsten Abweg gerathen. Die Anspielungen sind verb genug ausgeschrieben, nur die Bilder erscheinen nicht. Statt daß dort die Fantasie auf ihren eignen Flügeln getragen wird, geht hier die Künsteley unbeholfen auf den Stelzen harter Verse und seltsamer Reime einher. Was endlich den Scherz und die Ansprüche auf Satyre betrifft, so machen die Noten, in welchen noch die abgenutzte Form eines Kommentars mit erdichteten Namen wiederkömmt, es bis zum Ueberflusse klar, daß es dem Verfasser niemals eingefallen ist, der Witz müsse auf etwas gehen. Diese zum Theil obendrein erborgten Einfälle stehen hier als nichts, aus nichts und zu nichts.

Merkwürdig bleibt bey allem dem die Verirrung gewiß von einem Dichter, den man immer unter den Korrekten gepriesen hat, und wer ein poetisches Natu-

ralienkabinet hält, mag sogleich diesem Petrefaktum von Fragen ohne Fantasie, von nüchternen Fieberträumen, von ungenialischer Tollheit einen ausgezeichneten Platz darin anweisen. Den etwanigen Nachahmern dient zur Nachricht, daß sie sich Fehler wie diese nicht ohne große Mühseligkeit erwerben werden. Denn ohne Zweifel hat es der Erzähler noch saurer gehabt als der Leser und selbst als der Vorleser, dem doch manchmal von „des Wortschwalls Katarakte“ die Zähne knacken möchten, und dieß Märchen ist wohl eben so wenig als Rom in Einem Tage gebauet oder gebrechelt.

Wenn man sich nun unter Matthiassons früheren Arbeiten nach etwas umsieht, das als Uebergang ein solches Extrem einigermaßen begreiflich machen könnte, so bietet sich in dem Nachtrage, der größtentheils in den Schillerschen Almanachen abgedruckte Gedichte enthält, gleich zuvörderst die Sehnsucht nach Rom dar. Eine auffallende Uehnlichkeit in der ganzen Manier, dieselbe überladne Eleganz und leere Gedrängtheit des Ausdrucks, dasselbe Haschen nach ungewohnten Reimen, die mit fleißiger Künstlichkeit zusammengebracht sind, sogar bey der großen Verschiedenheit der Gattung und des Gegenstandes dasselbe Sylbenmaß. Aber die Hauptähnlichkeit liegt in der Struktur und dem Gange oder vielmehr Nichtgange des Ganzen. Eben so wie man die Abenteuer Alins beliebig durch einander würfeln und auf den Kopf stellen könnte, ist auch die Sehnsucht nach Rom ein bloßer cento von Erinnerungen, wo man gar nicht sieht,

wie eine die andre anregt, und die sich eben so gut ganz anders hätten stellen lassen. Indessen weil die geschilderten Gegenstände doch alle in Rom befindlich sind oder waren, und von selbst unter gewisse Rubriken fallen, so tritt hier noch eine Art von Ordnung und Einheit ein, wiewohl gar keine poetische. Hingegen im *Alin*, wo sich der Dichter ohne einen solchen fremden Halt ins weite gewagt, hat er völlig die *Dramontane* verloren, und man kann ohne Bedenken sagen, daß, wer einmal so etwas macht, niemals ein Ganzes muß haben machen können. Dieß ist nun die andre Beziehung, worin das eben genannte Gedicht mit den früheren steht: als psychologisches Phänomen muß es aus diesen erklärt werden, kritisch betrachtet kann es Licht über sie verbreiten. Zwar soll und kann eine mißlungne Hervorbringung dem Verdienste besser nichts abziehen, wohl aber kann eine manierirte Ausartung, wenn sie aufs äußerste gediehen ist, die Spuren und Keime derselben Manier da entdecken lassen, wo vorhin andre Vorzüge darüber verblendeten.

Die Gedichte, welche *Matthissons* Ruhm hauptsächlich gegründet, sind von der landschaftlichen Gattung. Sie schildern theils ausgezeichnet schöne Gegenden, oder wo dieß nicht der Fall ist, leiht ihnen doch die Bekanntschaft des Verfassers mit der großen und anmuthigen Natur in der Schweiz, dem südlichen Frankreich und Italien, einen glänzenden Widerschein. Außerdem ist das Neue, was sie günstig von der meisten bisherigen *descriptive poetry* unterscheidet, der Gebrauch lyrischer in Strophen abgetheilte Sylben-

maße. Zwar hatte schon Haller die Alpen in einer Art von Strophen geschildert, aber diese waren bey ihrem großen Umfange mehr auf das rhetorisch Didaktische und Sentenziöse eingerichtet. Die fortgehenden Versarten begünstigten bey Thompson und Kleist die ursprüngliche Formlosigkeit der Gattung, und trieben sie in zufällig durch Zeit und Ort an einander gereihten Naturerscheinungen herum. Die engere metrische Begränzung ladet von selbst dazu ein, ein landschaftliches Gemählde zu isoliren und musikalische Einheit hineinzubringen. Hierin hat ein philosophischer Beurtheiler die Praxis des Dichters mit seiner Theorie von der Möglichkeit der ganzen Gattung übereinstimmend zu finden geglaubt: aber es könnte leicht ein tieferes Nachdenken bey der Betrachtung als bey der Hervorbringung aufgewandt worden seyn. Wenigstens verräth es keine bis zur Klarheit gediehene Absicht des Dichters, wenn er die Sylbenmaße so willkührlich und unpassend wählt, z. B. eine Alpenreise in dreisfüßigen Jamben beschreibt. In andern Stücken ist die Bilderreihe gar nicht hinlänglich lyrisirt, um zu dem Gebrauch selbst einer leichten Liederstrophe zu berechtigen. Das Gedicht auf den Genfersee, das nur in einer ähnlichen Epoche des korrekt sentimentalen Geschmacks eben so berühmt werden konnte als Gray's Elegie auf einem Kirchhofe, ist durchaus kein Ganzes, und nachdem beträchtliche Stücke vorn und hinten dazu gekommen, und in die Mitte hineingeschoben sind, noch weniger als anfangs. Wie passen, um nur eins anzuführen, die Erinnerungen an Rousseau's Heloise

zu dem unmittelbar vorhergehenden Stücke aus der Urgeschichte des Erdbodens? Die empfindsame Mattheitigkeit des Schlusses hat man schon öfter gerügt, aber so viel ich mich erinnere, ist es noch nirgends bemerkt worden, daß der Gedanke, die uralte Wüsteney in jenen Gegenden mit ihrem jetzigen so lachenden Anblick zu kontrastiren, und die Hauptzüge dieser Schilderung aus Johannes Müllers Geschichte der Schweiz (I B. S. 3 u. 4) entlehnt scheinen: nur daß die Prosa des Geschichtschreibers viel größer und bedeutender darstellt. — Allerdings hat das Gedicht einzelne gelungne Stellen und schöne Zeilen. Diese haben sein Glück gemacht, und mußten es machen, da die meisten Leser sich nie dazu erheben, irgend eine geistige Hervorbringung als ein Ganzes zu betrachten. Wie hätte es sonst der Bemerkung entgehen können, daß Matthison selbst in den kleinsten Kompositionen nicht Ton und Kolorit zu halten weiß. In dem Liede die neue Heilige (Nachtrag S. 31.) finden sich folgende Erwähnungen unmittelbar nacheinander: Pygmalion, eine Göttin, Anspielung auf Orpheus oder Amphion, der Tanz der Elfenkönigin, Geistergruß, ein Irrlicht das nachher zum Heiligenscheine wird, wiederum Oberon, und endlich Raphaels Madonnenbilder. Ist es wohl möglich in sieben kurzen Strophen die Fantasie ärger aus einem fremdartigen Gebiete ins andre zu heizen? So hebt der letzte Trost (Nachtrag S. 40.) mit der Schilderung einer düstern Nacht, von allen nordischen Schauern begleitet, an, die dem Dichter, schon wunderbarlich genug, die Schmerzen der

Sehnsucht lindert. Hierauf blinken ihm die Sterne (da es noch zwey Strophen vorher, in dem — wohl zu merken! — nicht bewealichen sondern stillstehenden Gemählde so neblicht und stockfinster war) Hoffnung in die Seele, und mit der vierten Strophe ist er auf einmal glücklich von der Unsterblichkeit derselben überzeugt. Welche Psychologie soll dieß erklären? Und wenn so etwas nicht inkorrekt zu heißen verdient, was soll denn den Namen führen?

Eine Bemerkung über Matthiassons Dikzion und besonders seinen Gebrauch des Reimes wird sich mit dem verbinden lassen, was uns der

Musen Almanach für 1800 von Voss, der letzte,

über diesen Punkt bey Voss und F. W. A. Schmidt zu sagen veranlaßt.

Der Herausgeber hat ihn außer ein paar Uebersetzungen aus den Alten mit etwa dreyßig Liedern in der schon bekannten Weise ausgestattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn eben nicht kennen: aber grade dieß unverrückte Stehenbleiben, oder Herumdrehen im Kreise giebt einen Aufschluß, denn es ist ein Kennzeichen der schon in Verhärtung übergegangnen Manier. Einige Stücke ernsteren Inhalts nähern sich dem, was aufgeklärte Kirchenlieder leisten sollen, (denen es freylich mit aller ächten Mystik auch an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt;) die Gesinnung darin ist löblich, der Gedanke aber und die ganze Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse geht nicht über den Horizont des gemeinen Menschenverstandes hinaus. Andre sind in einer fremden Person gedichtet: irgend

ein Knabe oder eine junge Näherin erzählen Schalkheiten, womit sich eine unschuldige Liebchaft anspinnet, ein Bauerbursch sagt einer wassertragenden Magd allerley artiges, und dergleichen mehr. — Das Lied ist zu eigentlicher Mimik nicht die geschickteste Form, wenigstens muß alsdann der musikalische Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit des mimischen ersetzen, und dieß kann durch keine Behandlung erlangt werden, wenn sich der Stoff nicht dazu eignet. So verdienstlich das Ergreifen der gemeinsten Naturen in ihrer ganzen Beschränktheit im Zusammenhange eines Romans oder Schauspiels seyn kann, so wenig sagt er uns zu, wo sie für sich allein etwas bedeuten sollen; in einem lyrischen Gedicht erwarten wir schöne oder wenigstens anziehende Individualität. Allein wenn jenes recht gelungen seyn sollte, so müßte man nicht, sowohl in der Klarheit der eingeführten Personen über sich und ihre Empfindungen, als in Eigenheiten der Sprache, den Dichter immer hindurch hören.

Die größte Zahl der Lieder bezieht sich auf Familiensitte, und würde, mit den bisherigen derselben Art zusammengetragen, ein ziemlich vollständig ökonomisch-poetisches, nicht grade Noth- und Hülfss-, aber doch Lust- und Arbeits-Büchlein ausmachen. Zufolge dem: *Introite, nam et heic di sunt!* soll zwar die Poesie überall und also auch in die Haushaltung eingeführt werden; hier möchte aber grade umgekehrt nur die Haushaltung in die Poesie eingeführt seyn. Versifikation und Sprache müssen das beste thun, um das, was bey einer gewissen Gelegen-

heit nach Zeit und Ort vorkommt, und die darüber angestellten Betrachtungen zu einem Gedicht zu stemmeln. Und welchen Ton geselliger Lustigkeit soll man sich denken, wenn der Hei. ann vor einem Schmause seine Bitten vorträgt:

Frau, du bist so gut!
Gieb mir meinen Hut,
Heute mir zum Feste; u. s. w.

oder wenn es in der Merzfeyer heißt:

Klingt! und stecke Wein den Drilling;
Un're Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der bunten Reihe die Bildung der Männer durch den Umgang der Frauen in recht züchtigem Ernst mit dem Lecken der jungen Bären verglichen wird? Der Enthusiasmus des Essens bricht in der Kartoffelernte in ganz eigne fromme Ergießungen aus:

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Ueberschwang!
Ob wir voll bis oben schütten
Alle Mulden, Körb' und Büttten;
Noch ist immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die schön gekerbten Knollen,
Weiß und roth und dick geschwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!

— — — — —
Nur ein Knöllchen eingesteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott sein Wesen!

Raum sind Hände genug zum Lesen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was ist nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelschmaus für alle!
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog!

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied gesungen wird, und man sieht nicht was sich gegen ein so schwesterlich angebotnes Accompagnement einwenden ließe, da sie solche Vorstellungen von Gott, daß er „da unten sein Wesen treibt,“ allenfalls auch noch erschwingen mag.

Wo die Darstellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verschwendet, sondern sich einem idealischen Bilde nähert, wie in dem Rosenkranz und der Schläferin, fehlt doch ein gewisses Etwas, jener zauberische Duft, der alles lieblich verschmelzt, und jedes Wort, jeden Laut in der Verbindung zu etwas höherem und bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und sicher sie sey, ist immer noch zu sichtbar. Gäbe es, außer der Kunst, noch ein Handwerk der Poesie, so würde Vossens Liedern der erste Rang nicht abzustreiten seyn. Hierin verhalten sie sich zu den Schmittschen, bey aller Aehnlichkeit der Gegenstände und zum Theil auch der Sinnesart, wie ächte Englische Manufakturwaaren zu schlecht nachgemachten. Für jemanden, der genau in diese Studien eingeht, kann Vossens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemisch aus Erneuerung alt-

deutscher Wörter und Wendungen, aus Niebersächsischem Provinzialismus und gelehrter Ummodelung ist) und der Sylbenmaße immer lehrreich seyn. So hat er in der Schläferin die gleitenden Reime, die überhaupt im Deutschen selten, und seit den ältern Dichtern, z. B. Beckherlin u. a. sehr aus der Acht gelassen sind, mit Glück durchgeführt: nur würde es noch anmuthiger seyn, wenn sie mit weiblichen, nicht mit männlichen abwechselten. Die versuchten Kombinationen des Reimes mit klassischer Rhythmik, zu denen hier überdieß nichts neues hinzugekommen ist, setzen zu ihrer Beurtheilung eine gründliche Erörterung über die oft verkannte ganz entgegengesetzte Tendenz der antiken Sylbenmaße und der gereimten Versarten voraus, wovon jene die genaueste Bestimmung der Quantität fordern, diese ihrem Wesen nach sie mehr schwebend erhalten, und den Akzent und die Sylbenzahl herrschend machen.

Die Verwandtschaft zwischen den Bossischen und Schmidtschen Liedern ist einleuchtend genug: bey manchen gehört schon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, bey dem ersten Vorlesen zu entscheiden von wem sie sind. Ich glaube es würde sich niemand verwundern, wenn man unter dem Windmüller den Namen Boss, und unter der Reise Schmidt läse. Der Unterschied liegt mehr in Aeußerlichkeiten: so wird z. B. bey den Bossischen Festen meistens jubiliert, daß es etwas so gutes zu essen und zu trinken giebt; der Prediger von Werneuchen freut sich hingegen, daß er nichts besseres hat, ihm hat das Schicksal ein uneigennütziges Wohl-

gefallen an der Armseligkeit beschieden. — Paradoxer könnte es scheinen, wenn Matthiſſon mit beyden zusammengestellt wird. Von Schmidt steht er durch die Gegenstände am weitesten ab, und doch kann man Spuren genug aufweisen, daß bey einer Vertauschung des ganzen Kreises der Anschauungen, wenn sich dieß Experiment machen ließe, ungefähr dasselbe herausgekommen wäre. In Matthiſſons Kinderjahren (Gedichte S. 13) sind viele Züge ganz im Schmidt'schen Geschmack:

Den Hag, wo Nachbars Lotte
 Zur Veilchenlese kam,
 Den Teich, wo meine Flotte
 Von Tannenborke schwamm;
 Die alten Eichenstümpfe
 Am schilfumrauschten Moor,
 Die blaue Wassernymfe
 Gewiegt am schlanken Rohr;

— — — — —
 Die Schule, dumpf und düster,
 Umrankt von Wintergrün,
 Wo uns der ernste Küster
 Ein Weltgebieter schien. u. s. w.

Wenn hingegen Schmidt (Ulm. S. 169) anhebt:

Dicht über Eis und Stimmerflocken wiegt
 Sich Nebelgrau, umflorend das Gebüsch.

so ist hierin so viel Matthiſſon als möglicher Weise in zwey Zeilen seyn kann. Ja in folgendem Sonett:

In der Nachviole Grau verschmelzen
 Allgemach des Abends Rosengluten,
 Schwebend im Gewässer, dessen Fluten
 Sanfter sich ans Muschelufer wälzen.

Müde von dem Gartenfleiß: vom Pelzen
Junger Aepfelstamm' und Kirschenruthen,
Kast' ich hier zur Seite meiner Guten
Im Gebüsch von Haselnußgehölzen.

Nun, mein Liebchen, wider Durst und Hunger
Hol' uns keinen Cyper, keinen Unger,
Aber Milch in meinem Deckelglase.

Klapp' ein Tischchen auf in diesem Grase.
Daß wir fröhlich unsre Heidelbeeren
Mit den lieben Kindern hier verzehren.

hat er im ersten Quartett Matthiffons überladne Eleganz und fleißige Landschaftspinselery, im zweyten Bofens häußliche Behaglichkeit, und in den beyden Terzett's seine selbsteigne Lobpreisung des Dürftigen vorzuführen gewußt. Eines solchen Mangels an Haltung wäre wohl Matthiffon aber gewiß nicht Bofsfähig gewesen; und Mißgriffe, wie das Geschlepp der fünffüßigen Trochäen bey lauter weiblichen Reimen (nur Einmal hat Bürger diese unselige Wahl getroffen) und die Zwängung eines solchen Stoffes in die gebundne Form eines Sonetts, wo das letzte Terzett, welches der konzentrirende Gipfel des Ganzen seyn soll, mit Heidelbeeren kümmerlich abgespeist wird: das sind Unglücksfälle die dem Märkischen Dichter allein begegnen.

Die allen dreyen gemeinschaftliche Jagd nach seltenen und schwierigen Reimen ist eine hervorstehende Ecke, wobey man die Analogie der Manieren auf der That ertappen, und das scheinbar Abweichende

auf innre Uebereinstimmung zurückführen kann. Unstreitig können dergleichen Reime selbst im edlen Styl von sehr guter Wirkung seyn, wenn sie selbst edel und wohlklingend sind, wie lichte Punkte die Hauptmomente des Gedankens oder Bildes hervorheben, und mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle stehen. Wiederum wirft der scherzende Dichter den Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige Wörter, und läßt sich zum Scheine von ihm beherrschen, weil die poetische Form auf diese Art sich selbst drollig ironirt. Führt aber der Reim in einem ernsthaften Gedichte ganz ernstlich das Regiment, brüstet er sich mit seiner Seltenheit, und mit nichts als seiner Seltenheit, wie bey Matthisson, Voss und Schmidt so häufig der Fall ist; so fürchte ich, dieß Verfahren würde, offenherzig in Grundsätzen ausgesprochen, eine umgekehrte Poetik geben, worin es hieße: das Dichten ist ein Mittel zum Versmachen; das Versmachen zum Reimen; das Reimen hilft wieder allerley wunderliche Wörter und Nebenarten an den Mann bringen, welches der letzte und endliche Zweck von allem ist. Eben so mit den Spracherweiterungen: sie sind dem ächten Dichter nur Mittel zur Bezeichnung einer ihm vorschwebenden Nuance. Wo sie an sich Zweck werden, da fallen so verschiedenartige Dinge wie die Provinzialismen und Kunstwörter der Landwirthschaft bey Voss und Schmidt, und die klassischen und artistischen Namen, die gesuchten Zusammensetzungen bey Matthisson, in poetischer Hinsicht in Eine Klasse.

Um das obige über die Verwandtschaft und
Ab-

Abweichung der Manieren anschaulicher zu machen, als sie es durch die umständlichste Entwicklung werden könnte, sey mir die Fikzion eines Wettgesanges zwischen den drey Dichtern erlaubt, wo jeder, im Medium gemeinschaftlicher Reime, aber in einem ihm besonders angemessenen Sylbenmaße, dem Inhalte nach seine Eigenthümlichkeit behaupten soll.

W e t t g e s a n g .

- W o ß. Poesie wie die schwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einst: Gott gebt!
- Matthisson. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuschet fern den Blick, als lebs.
- Schmidt. Rothbedeckt wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muse mich in schmuß'ger Suppe.
- W o ß. Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich Duzendweis.
- Matthisson. Wie Morgenduft die Flur entfalte,
Das tusch' ich hin mit sauberem Fleiß.
- Schmidt. Wer Begeisterung recht zu sparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.
- W o ß. Wie geschaukelte Mädchen wippen
Zambus oft mir und Anapäst.
- Matthisson. In labyrinthischen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Asbest.
- Schmidt. Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.
- W o ß. Mag der muckende Krittler mucken,
Fort doch walzet die Melodie.

Matthiſſon. Umſonſt beſtürmt, gleich Mamelucken,
Der Wikling meine Poeſie.

Schmidt. Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lern' ich unterducken.

Boß. Stets, als wär' er ein Wams von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.

Matthiſſon. Ach, meiner Bruſt entſinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenſchung ſchwärmt.

Schmidt. Hier im Dörfchen ſind wir ungehärmt
Von des Stadtvolls läſterndem Geſchniffel.

Boß. Wer Eſgäſten ſein Haus verrammelt,
Nie ſey leckeres dem beſcheert.

Matthiſſon. Wo des Gefühles Lippe ſtammelt,
Iſt ſchön die Sterblichkeit verklärt.

Schmidt. Ja, ein Wiederherz wird hoch geehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bannelt.

Boß. Daß doch auf, o Geſell! und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch ſonſt.

Matthiſſon. Dich grüß' ich, Nieſen-Kollſeum
Daß du des Zeitſtroms Sturz entronnſt.

Schmidt. Weil du heut ganz leer den Wocken ſponnſt,
Fieſchen, komm und ſing mir ein te deum.

Boß. Wie ſo luſtig die Ferken quieken!
Gütig iſt doch und weiſe Gott.

Matthiſſon. Zur Kunſtbeſchauung der Antiken
Ward meines Geiſtes Auge flott.

Schmidt. Nicht beneid' ich den Baron von Tott
Pfeif' ich auf dem Blatt bey Friederiken.

Boß. Bey des winternden Heerds Geflacker
Loß' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!

Matthiſſon. Umeiſt Natur auch Thal und Aecker,
Ihr Liebling fühlt daß ſie es iſt.

Schmidt. Und im Winter kommt der heilige Christ,
Da giebt's Puppen und Dufatenkacker.

Boß. Doch wenn Bohnen nun blühen und Gurken,
Frisch spaziert in das Feld hinaus!

Matthiſſon. Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfrau,
Gurken,
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.

Schmidt. Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Boß. So genieß' ich mein Loos gar friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'sch.

Matthiſſon. Er wohne nördlich oder südlich,
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mensch.

Schmidt. Ich bin nie dem Himmel widerspänn'sch;
Schiert er mich, es ist mir doch gemüthlich.

Boß. Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geschaart, das Glück.

Matthiſſon. Der Freundschaft Lächeln zu erwidern
Strahlt sympathetisch euch mein Liel.

Schmidt. Und für mich ist's kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Boß.

Matthiſſen, deine Naturabschildrung,
Süß wie Honig und fest wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwilderung
Des Teutonischen Urgeschmacks.

Matthiſſon.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wählst du, o Boß! den Pindus um.
Gesotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern in Elysiun.

Boß.

Schmidt, wenn sinnig du Neim' erfindest,
Wird das Hausgeräth schön benahmt.
Wenn du etwas nur Griech'sch verstündest!
Da gebrechts, daß dein Vers so lahmt.

Schmidt.

Boß, wie sollt' ich mich erkühnen, dir's
Nächzuthun in stolzen Hexametern.
Aber was ich singe, glaube mirs,
Klingt harmonisch Micheln so wie Petern.

Matthisson.

Schmidt, deine Kunst ist sicher triftig,
Doch weißt du in der sand'gen Mark.
Schwing deinen Stab zum Wandern lüftig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich versteh,
Matthisson! Doch deine Vasrelleffer,
Die am Sarge sprießen in die Höh:
Ist das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun so schürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Vers' im Cyklopentakt;
Hochklassisch wird durch weise Sichtung
Die Sprache, sonst so rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt;
Diese löblich nützliche Verrichtung.
